



DOKUMENTATION

FACHTAGUNG HÖHENFLÜGE

Literatur und Migration in Europa

Do. 19.01. und Fr. 20.01.2006



Kulturpolitische Gesellschaft e. V.
Regionalgruppe Rhein-Neckar



Dokumentation der Fachtagung
Höhenflüge – Literatur und Migration in Europa
19. und 21. Januar 2006
Ernst-Bloch-Zentrum Ludwigshafen

Herausgeber

Regionalgruppe Rhein-Neckar der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.

Veranstalter

Regionalgruppe Rhein-Neckar der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.
Ernst-Bloch-Zentrum Ludwigshafen

Kooperationspartner

Kulturamt Mannheim, Kulturbüro der Stadt Ludwigshafen, Kultur Quer – Querkultur e.V., Kultur Rhein-Neckar e.V.

Förderer

BASF – The Chemical Company, Beauftragte für Ausländerfragen des Landes Rheinland-Pfalz,
Robert-Bosch-Stiftung, Stadt Ludwigshafen, Stadt Mannheim,

Projektleitung

Regionalgruppe Rhein-Neckar der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.,
Eleonore Hefner, Brucknerstr. 13, 67061 Ludwigshafen, info@KulturRheinNeckar.de

Projektgruppe

Eleonore Hefner (Kultur Rhein-Neckar e.V.) mit Gisela Kerntke, (KulturQuer – Querkultur Rhein-Neckar e.V.), Klaus Kufeld (Ernst-Bloch-Zentrum), Dr. Sabine Fischer, Maike Lührs, Dr. Claudia Schöning-Kalender (alle auch: Kulturpolitische Gesellschaft, Regionalgruppe Rhein-Neckar), Sabine Sahling, (Kulturbüro der Stadt Ludwigshafen) Bernhard Wondra (Kulturamt der Stadt Mannheim)

Studentische Mitarbeit

Kim Diep, Alexa Haskins, Katharina Küsters

Tagungscatering

F + U Rhein-Neckar e.V., Leitung Timo Georgi

Tagungstechnik

Michael Drescher, Helmut Flörchinger

Gestaltung

3G – Büro für Gestaltung, Heidelberg

Fotos

Bernhard Wondra

Foto von Eleni Torossi: Isolde Ohlbaum

Titelfoto: Fotostelle der BASF AG

Print-Auflage: 120

PDF-Dokument auf www.KulturRheinNeckar.de

Dezember 2006

Inhalt

Können Sprachen fliegen?	2
<i>Eleonore Hefner</i>	
Tagungsprogramm	4
Grenzüberschreitungen	5
<i>Jochen Hörisch</i>	
Was ist die Mehrzahl von Heimat?	8
<i>Eleni Torossi</i>	
Dezentralisierte Diasporen: ›Tiefflüge‹ jenseits von London	15
<i>James Procter</i>	
Wie explosiv sind Bücher?	19
Literatur und Migration in Frankreich <i>Olaf Hahn</i>	
Viele Kulturen – eine Sprache	26
Der Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung <i>Günter Gerstberger</i>	
Autorinnen und Autoren, Referentinnen und Referenten	27
Rückblick auf GutenMORGENdeutschLAND – Lesereihe von 2000–2005	30

Können Sprachen fliegen?

Migration ist ein Thema, das fast keinen kalt lässt. Themen wie »Parallelgesellschaft«, »Kopftuchstreit« und »clash of civilisation« führen schnell zu heftigen Diskussionen.

Jedes Jahr wandern Menschen verschiedenster Herkunft nach Deutschland ein. Die Migrationsbewegungen in Europa sind beachtlich, wobei die Migrationsmotive ebenso vielfältig sind, wie die individuellen biografischen Hintergründe. Die Heterogenität der sich neu entwickelnden Kulturlandschaften birgt Möglichkeiten großer Bereicherung, es eröffnen sich buchstäblich »andere Welten«. Die multikulturellen Gesellschaft birgt durchaus nicht nur Konflikte, sie bietet auch Möglichkeiten der Bereicherung.

Auch im Literaturbetrieb spiegeln sich die Migrationsprozesse. Mitte der 60er Jahre in Deutschland erschien die erste »Gastarbeiterliteratur«, zu Anfang des neuen Jahrtausends ist es selbstverständlich geworden, dass Autoren, deren Mutter- und Vatersprache nicht die deutsche Sprache ist, zur »neuesten deutschen Literatur« gehören.

Fünf Jahre lang, von 2000 bis 2005 haben das Kulturamt Mannheim, das Kulturbüro Ludwigshafen, Kultur Rhein-Neckar e.V. und KulturQuer – QuerKultur Mannheim e.V. gemeinsam die Lesereihe »gutenMORGENdeutschLAND neueste deutsche Literatur« veranstaltet. In jedem Winterhalbjahr gab es vier Lesungen mit Autorinnen und Autoren, deren Muttersprache – nicht aber ihre erste Sprache – Deutsch ist.

Angeregt wurde die Reihe u.a. durch die Anthologie »Morgen Land“. Jamal Tuschick, der Herausgeber der im Herbst 2000 im Fischer-Verlag erschienenen Anthologie, stellt »neueste deutsche Literatur« vor, die Folklorebegehren und Abwehr gegenüber Kanak Sprak ins Leere laufen lässt. Für Tuschick bringt diese »neueste deutsche Literatur«, die »Verödungstendenzen des Betriebes« gehörig zum Tanzen. Es gehe hier nicht um »Schwellenliteratur«, interessant sei eben nicht die Aufarbeitung von Migrationserfahrungen, sondern die hier vermittelte Erfahrung und Erkenntnis von Entwurzelung als universelles Daseinsmerkmal entwickelter Industriegesellschaften. Diese Literatur verblüffe gar mit der Umkehrung der Fremdheitserfahrung auf die sogenannte Herkunftskultur und verweise in solchen Wendungen auf die Laborsituation deutscher Städte, in denen eine wachsende Minderheit nicht-deutscher Herkunft ist, einen »Migrationshintergrund« hat.

Die Autorinnen und Autoren der von Tuschick herausgegebenen Texte verweigern sich einer Funktionalisierung als preiswerte Kultur-Brückenpioniere. Auch die Lesereihe »gutenMorgendeutschLAND« wollte dem Verführungspotential einer Ethno- oder Migrationsliteratur widerstehen. War der Anspruch einlösbar?

Die sich an die Lesungen anschließenden Gespräche waren nicht selten dominiert von Fragen, die den Zugang zur vorgestellten Literatur über die ethnische Differenz suchten. Auch wenn die Autorinnen und Autoren ihren Migrationshintergrund als relevant für ihr literarisches Schaffen einschätzten, ließen sie sich auf solche Zuordnungen nicht abonnieren und reduzieren. Vehement plädierten Autoren, Veranstalter und Gäste der Lesereihe gegen einen »Türkenbonus« jeglicher Art. Nicht Betroffenheit sei das Ziel sondern literarische Qualität.

Der Maßstab für Literatur muss ein literarischer sein – wie auch immer der aussieht.

Literatur lässt sich nicht auf die Migrationserfahrungen ihrer Produzenten reduzieren – auch dann nicht, wenn sie das Thema sind, über das geschrieben wird. Wie bei jeder literarischen Produktion sind nicht die Erfahrungen des Autors, sondern der Akt des Erzählens, die Gestaltung der Fiktion grundlegend für literarische Qualität. Manche Autoren verstehen sich auch als Kulturvermittler, doch machte jede der Lesungen deutlich, dass die Differenz der Kulturen nicht (nur) ethnisch oder gar national begründet ist. Eine nicht selten unterstellte Homogenität »türkischer« oder »deutscher« oder »isländischer« Kultur widerlegt der pure Augenschein.

Warum dann die Verknüpfung von Literatur und Migration, warum gar eine eigene Lesereihe und schließlich auch noch eine Fachtagung? Transportieren solche Vorhaben nicht eher die Vorurteile, die sie aufbrechen wollen?

Heiß diskutiert wurde diese Frage bei vielen Veranstaltungen und bei allen Vorbereitungsgesprächen der Veranstalter. Zugegeben: unsere Gretchenfrage ist nicht abschließend beantwortet.

Die Besonderheit der Eingeladenen, dass sie in einer anderen als der Sprache des Vaters und der Mutter schreiben, kann als hinreichender Grund für die Reihe gelten.

Welche Bedeutung kommt die Brechung des Be-Ver-Entfremdungsprozess durch die Fremd(?) -Sprache zu? Nicht wenige Autoren berichten, dass die Fremdsprache Grundlage für ihre literarische Arbeit sei, in der Muttersprache könnten sie nicht schreiben.

»Kann eine Sprache einen Ozean überfliegen?«

Yoko Tawada

Die Reihe wird gut und gerne angenommen. Der Erfolg der Lesereihe ist groß – gibt er ihr recht? Ist die Anzahl der ausverkauften Lesungen der adäquate Maßstab für den Erfolg von Lesungen? Das Publikum genießt spannende und anspruchsvolle Literatur in entspannter Kaffeehausatmosphäre¹. Die interessantesten Gespräche nach der abendlichen Lesung können schon mal bis in die frühen Morgenstunden gehen ...

Nach fünf Jahren gutenMORGENdeutschLAND und zum denkwürdigen Jubiläum »50 Jahre Arbeitsmigration« im Jahre 2005 entschieden sich die Veranstalter, das Thema »Literatur und Migration« in einer Fachtagung zu vertiefen. Die Auseinandersetzung mit der »neuesten deutschen Literatur« hatte neugierig gemacht auf literarische Entwicklungen außerhalb Deutschlands. Die Einwanderungssituationen und -geschichten der europäischen Länder sind sehr unterschiedlich, für viele Einwanderer in Frankreich und Großbritannien oder auch Spanien ist die erste Sprache die Landessprache. Ein englisches Pendant zum Chamisso-Preis wird es z.B. für Zadie Smith nicht geben können. Dennoch hat auch im europäischen Raum die Literatur der Migration und die Literatur von Einwanderern eine besondere Bedeutung. Ihr nachzuspüren war das Ziel der Fachtagung HÖHENFLÜGE – LITERATUR UND MIGRATION IN EUROPA.

Der Titel ist auf Salman Rushdie zurückzuführen
»...ich neige zu der Theorie, dass die Ressentiments, die wir mohajirs hervorrufen, mit unserer Bezwingung der Schwerkraft in Zusammenhang stehen. Wir haben das vollbracht, wovon alle Menschen träumen, das, worum sie die Vögel beneiden, das heißt: wir sind geflogen!«
(Salman Rushdie. »Scham und Schande«)

Mit Vorträgen, Lesungen und Diskussionen gab die Fachtagung die Möglichkeit, auf die Eigenheiten neuester europäischer Literaturen einzugehen.

Die »Höhenflüge« begannen mit Schullösungen. Eine Lesereise am Abend vor der Fachtagung mit Stationen im Turm der Konkordienkirche und im Kulturzentrum Alte Hauptfeuerwache in Mannheim und im Friedrich-Engelhornhaus in Ludwigshafen stimmte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bestens auf das Thema der Fachtagung ein. Frank Albers eröffnete die Fachtagung mit einem Überblick über das beachtliche Engagement der Robert-Bosch-Stiftung und die Geschichte des Adelbert-von-Chamisso-Preises. Am Beispiel von Dimitré Dinev zeigte Jochen Hörisch auf, wie Entfremdungs- und Grenzüberschreitungsprosa im Zeitalter der Globalisierung eine andere »Tonlage« bekommen. Gleich für zwei Perspektiven stand Eleni Torossi. Als Autorin und als Journalistin war und ist sie sowohl Agierende wie Betrachtende. Sie berichtete aus unmittelbarer persönlicher Erfahrung von der Entwicklung der Betroffenheitsliteratur der frühen Jahre zur arrivierten Literatur nach der Jahrtausendwende, über die Ankunft im Feuilleton. Ihr Plädoyer richtet sich auf die Vermittlungspotenz literarischer Arbeit. Olaf Hahn beleuchtete mit beachtlicher Detailkenntnis die Einwanderungssituation im postkolonialen Frankreich und auch er entdeckt in der *littérature beurree* neben der Chance zur Selbstvergewisserung

die Möglichkeit zur Verständigung in einer heterogenen Gesellschaft. James Procter beginnt seinen Beitrag mit einem Hinweis darauf, dass nicht die weltläufigen Reisenden wie Salman Rushdie und S.S. Naipaul die Einwanderungsgesellschaft prägen, sondern eher Migranten in Vorortzügen. In den »Tiefflügen jenseits von London« erkennen wir unschwer die Fahrt von Dannstadt nach Friesenheim, von Lampertheim nach Neckarau. In den »dezentralisierten Diasporen« ist die Provinz überall. Eine Orientierung nach Europa hin ist auch der Versuch, Migration als lokale Erfahrung in einen größeren Rahmen zu stellen. Der Blick auf Europa bietet die Chance, den Horizonte zu erweitern und Migration und die Veränderung der Gesellschaft als europäisches, ja globales Phänomen zu verstehen. Migration ist ein Globalisierungsphänomen, das nur in der Verknüpfung von Mikro- und Makroebenen verstanden werden kann. Unverzichtbar dabei ist Literatur und die Vielfalt der Geschichten über Grenzgänger – nicht nur die der polyglotten Pendler zwischen »New York, Rio, Tokio« sondern auch die der Ausflüglerinnen nach Bradford, der *Clandestinos* auf Wiener Baustellen, der Tagelöhnerinnen auf den Gemüsefeldern der Pfalz.

Der Blick auf die Literatur in unterschiedliche europäische Länder hat die Veranstalter ermuntert, gutenMORGENdeutschLAND fortzusetzen. Der neue Titel gibt Auskunft über die Richtung: Europa_Morgen_Land.

Anmerkungen:

- 1 Ein herzlicher Dank geht an die Gastgeber der Veranstaltungen: an die RIZ Café-Bar in Mannheim und an das Bistro Allegro, den Turm 33, Cafédrale, an Zur Post in Ludwigshafen.
– Die gelungene erfolgreiche Kooperation der doch sehr unterschiedlichen Veranstalter von GutenMORGENdeutschLAND belegt, wie sinnvoll die interkommunale Zusammenarbeit zwischen Mannheim und Ludwigshafen ist, wie fruchtbar der Austausch zwischen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Kulturvermittlern sein kann.

Tagungsprogramm

Donnerstag, 19. Januar 2006

Lesereise durch Mannheim und Ludwigshafen

Höhenflüge und Tiefgründiges

- 17:30, Konkordienkirche, R2, Mannheim
HÖHENFLÜGE
Performance. Zehra Çirak und Jürgen Walter
- 19:00, Alte Feuerwache Mannheim, Galerie
Lesung. Hasan Özdemir und Eleni Torossi
Burkhard Weber am Cello
- 21:30, Engelhorn-Haus, BASF, Ludwigshafen
Lesung. Dimitré Dinev
Musik von Alexander und
Konstantin Wladigeroff

Freitag, 20. Januar 2006

Fachtagung Höhenflüge

- 10:00 Kaffee und Einschreibung
- 11:00 **Begrüßung**
 - Klaus Kufeld,
Leiter des Ernst-Bloch-Zentrums
 - Eleonore Hefner, Kulturpolitische
Gesellschaft, Regionalgruppe Rhein-Neckar
 - Dr. Peter Kurz, Bürgermeister für Kultur,
Mannheim
- 11:30 **Chamissos Enkel**
 - Frank W. Albers, Robert Bosch Stiftung,
Stuttgart
- 12:15 **Mit Engelszungen**
Literatur und Migration in Österreich
 - Prof. Jochen Hörisch, Universität Mannheim
- 13:00 Mittagspause
- 14:00 **Was ist die Mehrzahl von Heimat?**
Literatur und Migration in Deutschland
 - Eleni Torossi, Autorin und Journalistin,
Bayerischer Rundfunk München
- 15:00 Kaffeepause
- 15:30 **Devolving Diasporas –**
Black and British-Asian Writing beyond
London
Literatur und Migration in Großbritannien
 - Dr. James Procter, Stirling University
- 16:15 **Wie explosiv sind Bücher?**
Literatur und Migration in Frankreich
 - Dr. Olaf Hahn, Robert Bosch Stiftung,
Stuttgart
- 17:00 **Resümee und Ausblick**

Tagesmoderation:

Frank W. Albers und Eleonore Hefner

Musikalische Interventionen:

Alexander und Konstantin Wladigeroff, Wien

- 18:00 **Ausstellungseröffnung**
Viele Kulturen – eine Sprache
Fotografien von Chamisso-Preisträgerinnen
und Preisträgern von 1985–2005
Eröffnung: Wolfgang van Vliet, Dezernent
für Sport, Soziales und Integration der
Stadt Ludwigshafen
Zehra Çirak: Hommage an Aglaja Veteranyi

Grenzüberschreitungen¹

In Chamissos berühmtestem Werk gibt es eine ihrer eleganten Schlichtheit zum Trotz recht rätselhafte Passage. Peter Schlemihl hat »auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung« mehr und ähnelt schon deshalb vielen Protagonisten der Prosa von Dimitré Dinev. Doch Peter Schlemihl, der in jedem Wortsinne Irrende, bleibt nicht gänzlich ungetröstet – auch wenn der Trostspender, der ihn begleitet, auf den ersten Blick eben deshalb unheimlich ist, weil er so bescheiden, höflich und respektabel daherkommt. Schlemihl berichtet: »Es gesellte sich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geschritten war, da wir doch denselben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte mir mit leichtem Anstand für den leichten Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen, und ließ sich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbstgespräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte. / Er entfaltete seine Ansichten von dem Leben und der Welt und kam sehr bald auf die Metaphysik, an die die Forderung erging, das Wort aufzufinden, das aller Rätsel Lösung sei. Er setzte die Aufgabe mit vieler Klarheit auseinander und schritt ferner zu deren Beantwortung. (...) Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich emportrug und wie durch eine innere Notwendigkeit bestand.«

Kein Zweifel: Schlemihls zu Fuß gehender und erdverhaftet scheinender Begleiter lebt intellektuell auf der Höhe seiner Zeit. Offensichtlich ist er, anders als Schlemihl, der seine einschlägige Distanz willig zügibt, ein kompetenter Rezipient und Anhänger der damals und nicht nur damals florierenden Systementwürfe etwa Fichtes, Schellings oder Hegels. Er, der Fußgänger, ist ein transzendenzlastiger Metaphysiker, der ergründen will, was die Welt im Innersten zusammenhält und wie das Wort lautet, das aller Rätsel Lösung ist. Zu den Überraschungen, die Chamissos immer erneut produktiv befremdliche Prosa bereithält, zählt auch diese: dass der Schlemihl begleitende Systemphilosoph kein anderer als der satanische Mann im grauen Rock ist, der ihm den Schatten und die Seele abhandelte. Man kann dieses Motiv Chamissos mit Fug und Recht als ein freundlich-frech charakterisieren. Ausgerechnet die idealistischen Systementwürfe mit ihrer Akzentuierung moralischer, rationaler, selbstbewusster Transzendental-Integrität rechnet die romantische Novelle einem Projekt zu, für das der Teufel Sympathie hegt. In der Mitte von Dinevs jüngstem Erzählband *Ein Licht über dem Kopf* findet sich nun eine der romantischen Prosa Chamissos wahlverwandte Erzählung, die allein schon zur Begründung ausreichen würde, ihrem Autor den Chamisso-Förderpreis zu verleihen – mit einer freilich

gewichtigen Einschränkung: was soll da noch der Förderung bedürfen?

Die Erzählung steht unter dem Titel *Von Haien und Häuptern*, sie spielt souverän mit den Grenzüberschreitungen, die Delphin-, Walfisch-, Jonas-, Dionysos- und andere Mythen provozierten und ihrerseits durchmachten, und sie fragt listig danach, warum eine uralte Haifisch-Mythe versandete. Weil, so die hintergründige Antwort, die der studierte Philosoph und poeta doctus Dinev gibt, der Vater rationalen Denkens eine eigentümliche Erfahrung machte. »Verbreitet wurde auch, daß Descartes, bevor er seine Meditationen schrieb, folgendes Selbstgespräch eines Narren belauscht habe: / Der Narr: In meinem Kopf haust etwas mir völlig Fremdes, eine andere Substanz, ich hoffe, es ist keine ausgedehnte. Mein Gott! Da drinnen ist ein Hai, der meine Gedanken speist. Aber, du Hai, wenn du alles frißt, wird es ja nichts mehr geben. / Der Hai: Warum nichts? Mich wird es geben. Hab keine Angst, deine Gedanken verschwinden nicht. Ich mache sie zu meinem Inhalt. Bei mir sind sie besser aufgehoben. Wenn du etwas brauchst, findest du es in mir. / Der Narr: Soll ich dich Ichthys nennen? / Der Narr: Nenn mich einfach Ich.«

Das griechische Wort Ichthys (Fisch) ist bekanntlich ein Akrostichon für den Menschen- und Seelenfischer Iesous Christos (Theou Yieos Soterios – Sohn Gottes Erlöser). Und der alttestamentarische Gott ist derjenige, der sich als »Ich bin der Ich bin und sein werde« benennt bzw. nicht benennt, der sich also mit einer göttlich-autokratischen Formel bezeichnet, die die Selbstbewusstseinsphilosophie Fichtes später in cartesianischer Tradition zur »Ich=Ich«-Formel demokratisiert, ja sozialisiert hat. Der kluge Spaß, den sich Dinevs Erzählung erlaubt, wenn sie ausgerechnet einem von Descartes belauschten Narren die Ich-Seligkeit in den Mund legt, besteht darin, das Fremde im Selbst und das selbst im Fremden zu entdecken. Das geschieht nicht etwa, indem die mittlerweile inflationär zitierte Rimbaud-Formel »Ich ist ein anderer« nochmals bemüht wird, sondern indem Dinev so suggestiv wie geistreich davon erzählt, in wie viele Entfremdungs- und Grenzüberschreitungs geschichten wir verstrickt sind. Dinev kombiniert eine uralte und eben deshalb ungemein frische Lust am Erzählen mit Geist, Witz und mit einer Lebensfreundlichkeit, die viel zu sehr mit Erdschwere, Leid und Endlichkeit vertraut ist, um harmlos zu wirken. So leserfreundlich kann der Geist der Erzählung die Glocken läuten und das Licht über dem Kopf erstrahlen lassen.

Dimitré Dinevs funkelnde Prosa ist ein besserer Begleiter bei Grenzüberschreitungen aller Art als der Mann im grauen Rock, von dem Chamisso erzählt. Denn sie versteht es, uns aus dem Haifischbecken der irreführenden Abstraktionen zu befreien, indem sie klug davon zeugt, in welche Unter- und Übergangsgeschichten wir, die wir nach den Epochendaten

1989 und 9/11 leben, verstrickt sind. »Josef Schutt war Maurermeister. Er war in Wien zur Welt, durch die Ohrfeigen seiner Eltern zur Vernunft, mit viel Mühe zu einem Schulabschluß, durch Trägheit zu seinem Beruf, im Prater zu seinem ersten Kuß und durch einen Leichtsinns zu Frau und Kind gekommen.« So dicht, drall, drastisch und dramatisch klingen die Erzählungen des 1968 in Bulgarien geborenen österreichischen Autors Dimitré Dinev, der in Plovdiv ein zweisprachiges (bulgarisch-deutsch) Gymnasium besuchte und sich früh mit der Sprache aus der Fremde so anfreundete, dass er sie zu seiner Literatursprache machte. Wofür sie sich herzlich dadurch bedankte, dass sie den Autor, der sich ihr anvertraute, mit narrativen Engelszungen versah. *Engelszungen* ist denn auch der vielsinnige Titel des Romans, mit dem sich Dimitré Dinev 2003 einen Namen machte – ein Epos, das von Überschreitungen der Grenzen nicht nur zwischen Ländern und Machtblöcken, sondern auch zwischen Generationen, zwischen Lebensstilen, zwischen Stimmungen, zwischen Tod und Leben, zwischen Sakralem und Profanen, zwischen Witz und Ernst, zwischen Lust und tiefer Trauer berichtet. Ein Epos aber auch, in dem das romantische Motiv in postromantische Zeiten gerettet und moduliert wird, danach wir, wohin immer wir gehen, nach Hause gehen und ankommen.

Die Erzählungen in Dimitré Dinevs neuem Buch mit dem vieldeutigen Titel *Ein Licht über dem Kopf* (man kann aus vielen Gründen Sterne sehen und glauben, Erleuchtungen zu haben) umspielen alle mitsamt das Motivfeld, das im Wort »kommen« angelegt ist. Zu etwas kommen, endlich ankommen, zu einem Ent/Schluss kommen, herauf- und herunterkommen, völlig verkommen sein, Un/Recht bekommen, aber durchaus auch im erotischen Sinne kommen: Dinevs Prosa ist lebensdrall und lebenssatt, wortmächtig und witzig, trostspendend und trotzig in jedem Wortsinne. Selbst ein Maurermeister, der da Schutt heißt, kann in Erfahrungsbereichen ankommen, die ihm nicht an der Wiege mitgegeben und die in seinem Namen nicht vorgesehen waren.

Das Zeugma, also die syntaktische Zuordnung mehrerer semantisch divergierender Satzteile zu einem übergeordneten Satzteil, ist die rhetorische Lieblingsfigur von Dimitré Dinevs Prosa. »Das Auto putzt er, die Frau liebte er. (...) Olga bekam viele Blumen, der Junge einen Namen. Wesselin.« So heißt es zu Beginn der Titel-Erzählung. Sie berichtet von Plamen Svetlov, der sich in Zeiten, da aus den Geschäften die Lebensmittel, aus den Banken das Geld und aus den Menschen die Menschlichkeit verschwindet, mehr schlecht als recht als Fahrer eines Leichenwagens und dann mehr recht als schlecht als Taxifahrer durchschlägt, durch einen Schlag auf den Kopf sein geliebtes Auto und die Besinnung verliert, in einen Ikonen-Diebstahl und anschließend in den alltäglichen Gefängnis-Stumpfsinn verwickelt wird, einen Hafturlaub unziemlich

ausdehnt, sich sein Fetischwort »Taxi« an delikatester Körperstelle eintätowieren lässt, als Wesselin-Vater im Westen ankommt, wo ihm erneut allzu viele Lichter aufgehen, als Polizisten, die nach seiner Identität fahnden, sein Haupt mit einem Telefonbuch voller Namen und Nummern traktieren.

Solche Geschichten aus dem beschädigten Leben läsen sich fast ein wenig zu drall und prall, wenn sie nicht mit bemerkenswert kunstvollen, da gerade nicht ostentativ merklichem Hintersinn durchzogen wären. Der Leichen- und Taxifahrer ist auch eine Charons-Figur, die einen Transfer zwischen Unter- und Oberwelten, zwischen himmlischen und irdischen Sphären organisiert, ein Charon, der sich auf seinen Todes-, Lebens- und Liebesfahrten selbst begleitet. Fast alle Protagonisten Dinevs sind, wie ihr Verfasser, in Wien, also der Stadt der Chiasmenbildungen zwischen Leben und Tod, angekommen. Ließ doch schon der junge Hofmannsthal, ganz anderen genera dicendi als Dinev verschrieben, aber ein Grenzüberschreiter nicht nur zwischen poetischen Gattungen auch er, in seinem lyrischen Drama den ersichtlich beredt und gescheit gewordenen Toren zum Tod sagen: »Es sei, gewähre, was du mir gedroht! / Da tot mein Leben war, sei du mein Leben, Tod!« Die ebenso riskanten wie reizvollen Grenzgänge zwischen einem todverfallenen Leben und einem Dasein, das den Tod getötet hat und nach Traumatisierungen aller Art neue Formen der Lebenskunst erprobt, sind die eigentlichen Themen von Dinevs Prosa.

So wie in einer drastischen Erzählung aus *Ein Licht über dem Kopf* auf einer gespenstischen Totenwache, dionysischem Alkoholkonsum sei Dank, der Tote belebt und die Lebenden totenbleich und -gleich werden, so schreitet Dinevs Zeugma-Prosa die porösen Grenzen zwischen Lebenskunst und Sterbenskunst in und trotz finsternen Zeiten ab. Dinevs Prosa ist Grenzüberschreitungs-Prosa – nicht nur, weil sie häufig von osteuropäischen Immigrantenschicksalen berichtet. Ihr schwant, dass Orpheus auch zu Beginn des dritten Jahrtausends eine, seine Botschaft bereit hält: bei völliger Illusionslosigkeit über den Stand der Dinge doch der Kunst des Lebens und der Liebe die Treue zu halten und dem Tod keine Herrschaft einzuräumen über das Leben. Dass die orphische Botschaft in unseren Tagen anders klingen muss als im antiken Griechenland oder im Wien des fin-de-siècle, ist Dinevs Prosa bewusst. Um aphoristisch zuzuspitzen: wenn das »Humankapital« (umstrittenes »Unwort des Jahres« 2004) langsam vom Finanz-Kapital lernt und umfassend mobil macht bzw. global mobil wird, sind andere Tonlagen angesagt als die von Chamisso und Hofmannsthal. Dinev versteht es glänzend, unter ironisch-sarkastischen Tönen und Motiven orphischen Tiefsinn in den Beginn des dritten Jahrtausends hinüberzuretten und ihm zu grenzüberschreitendem Ausdruck zu verhelfen. Einfach schon deshalb, weil er mit

seiner Erzähllust dafür einsteht, sich angesichts all der Katastrophen- und Schutt-Geschichten, in die wir verstrickt sind, nicht die Sprache verschlagen zu lassen. Anders als die vom Mann im grauen Rock geschätzte Sprache alles erklärender Systeme und Theorien weiß Dinevs Prosa, dass wir allenfalls über vorletzte Worte verfügen, weil es die Einsicht in die letzten Dinge nicht gibt. Dinev erzählt Geschichten vor den letzten Dingen so intensiv, dass wir in Zeiten, die dafür sorgen, dass uns Hören und Sehen vergehen, Hören und Sehen wiedergewinnen. Und die Lust am Lesen und Leben sowieso.

Anmerkungen:

- 1 Dieser Text geht auf die bislang nicht veröffentlichte Laudatio auf den Träger des Chamisso-Förderpreises Dimitré Dinev am 17.2.2005 bei der Akademie der schönen Künste in München zurück.

Was ist die Mehrzahl von Heimat?

Die Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland begann 1955 mit dem Anwerbevertrag mit Italien, gefolgt von Anwerbeverträgen mit Spanien und Griechenland (1960), der Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal und Korea (1964), Tunesien (1965) und Jugoslawien (1968) und wurde 1973 durch den Anwerbestopp beendet.

Was ist die Mehrzahl von Heimat? – Der Titel meines Vortrags stammt aus einem Essay Kemal Kurts. »Eine Heimat und eine andere Heimat ergaben keine neue, auch nicht zwei Heimaten – was ist also die Mehrzahl von Heimat?« fragte der – früh von uns gegangene – türkische Schriftsteller. Ich, im Gegenteil, hatte mir diese Frage lange Zeit kaum gestellt. Da ich während einer Militärdiktatur aus meinem Land fliehen musste, hatte ich eher den starken Wunsch auf jeden Fall nach dem Sturz der Junta zurückzukehren. Später, als ich doch hier blieb und nicht mehr ans Zurückkehren dachte, und noch später als ich dabei war, eine Anthologie ausländischer Schriftstellerinnen herauszugeben, und ein Gedicht von Zehra Cirak, mit dem Titel »Brief an meinen Schwestern in meinen Heimaten« las¹, wusste ich, dass das auch mein Thema ist: die Mehrzahl des Wortes Heimat.

Der Herausgabe dieser zuvor erwähnten Anthologie geht eine kurze Geschichte voraus, die sich später als lange Geschichte erwies: Es war im Jahr 1983, als bei mir das Telefon klingelte und eine Stimme mit italienischem Akzent sich als Gino Chiellino vorstellte. Er wusste, dass ich »Gute Nacht Geschichten« für das Radio schreibe, die oft als Thema die fremde Heimat oder die Vorurteile gegenüber Fremden haben, und er fragte, ob ich einige dieser Kindergeschichten zur Veröffentlichung in einer Anthologie² hergeben würde. Er sprach von einer Künstlerbewegung mit dem Namen PoLikunst, und er wollte mir Unterlagen schicken. Ich könnte auch Mitglied der PoLikunst werden, meinte er.

In diesen Unterlagen fand ich Namen, die mir unbekannt waren: Eine Gruppe von ausländischen Künstlern, hauptsächlich Schriftstellern, hatte sich Anfang der 80er Jahre zusammengeschlossen, um über die Erfahrungen der Migration zu berichten. Ihre Literatur und ihre Ziele lehnten sich an die Tradition der Literatur der Arbeitswelt an. Sie setzten sich politisch- und literaturtheoretisch auseinander, sie veranstalteten Tagungen, Lesungen und Ausstellungen in verschiedenen Städten, die von Diskussionen begleitet wurden. PoLikunst brachte auch ein Jahrbuch heraus mit literarischen Arbeiten und politischen Texten³. Außerdem hatte der harte Autorenkern einige Anthologien⁴ herausgebracht: im CON-Verlag Bremen in einer Reihe mit dem Titel »Südwind-Gastarbeiterdeutsch« und auch die Südwind-Literaturreihe im Malik Verlag Kiel. »Wir gebrauchen bewusst den uns auferlegten Begriff vom Gastarbeiter, um die Ironie, die darin steckt,

bloßzulegen«, schrieben in einem Manifest⁵ Franco Biondi und Rafik Schami.

Als ich mich wieder mit Chiellino traf, bestätigte er mir, er hätte drei meiner Geschichten für die nächste Anthologie ausgewählt. Ich unterschrieb das Formular für die PoLikunst-Mitgliedschaft, und er lud mich zur nächsten PoLikunst-Tagung in Freiburg ein. Dort trat ich in den Kreis der Autoren-Kollegen ein, die mir erst einmal unbekannt waren. Abgesehen von Gino Chiellino waren dort Rafik Schami, Franco Biondi, Jusuf Naoum, José F.A. Oliver, Sinasi Dikmen, Giuseppe Giambuso, Mao (Frutuosio Piccolo), Hülya Özkan, Alev Tekinay, Giuseppe Fiorenza dill' Elba, Habib Bektas, Mehmet Ünal und einige mehr, an die ich mich nicht erinnern kann.

In PoLikunst waren die Araber und die Italiener stark vertreten, weniger die Türken, die Griechen und die Spanier. Ich erfuhr, dass PoLikunst 1980 gegründet wurde. PoLikunst verstand sich als eine polynationale und politische Künstlerbewegung, die das Ziel hatte, die Literatur über das alltägliche Dasein als Gastarbeiter in der Bundesrepublik Deutschland zu fördern. Das spiegelt sich auch in den Titeln der Anthologien *Zwischen Fabrik und Bahnhof* und *Im neuen Land wider*.

Die Diskussionen während der Tagung waren turbulent, es gab auch Spannungen unter den Mitgliedern, Suleiman Taufiq, einer der Herausgeber der ersten zwei Anthologien, hatte sich von der Künstlerbewegung distanziert. Die Auseinandersetzungen waren sowohl ideologischer als auch ästhetischer Natur. Zentrales Thema der Diskussionen war die Namensgebung ihrer Literatur, das heißt das Etikett, das sie sich selber gaben, das aber auch auf einmal von außen kam, also von Kritikern, Lesern, Literaturwissenschaftlern. In der Debatte sind einige Begriffe gefallen »Ausländerliteratur«, »Gastarbeiterliteratur«, »Literatur der Fremde«, »Literatur der Betroffenheit«. Besonders der Begriff »Literatur von Autoren nicht-deutscher Muttersprache«⁶ machte die ausländischen Autoren sehr misstrauisch, da er eine Negation beinhaltete und die »nichtdeutsche Herkunft« hervorhob. »Ein Fachbegriff, den nur deutsche Philologen sich ausdenken können«, betonte Gino Chiellino. Als positiv wurde der Begriff »Literatur der Betroffenheit« bewertet. So lautet auch der Titel eines Aufsatzes von Franco Biondi und Rafik Schami, den sie 1981 verfassten und der als eine Art Manifest der Künstlerbewegung diente.

»In der Tat«, schreibt die Wissenschaftlerin Irmgard Ackermann vom Institut Deutsch als Fremdsprache der LMU München »erst die persönliche Betroffenheit bringt die spezifischen Töne zum klingen, die dieser Literatur ihre Authentizität und Unmittelbarkeit, ihre Lebensnähe und ihren Atem geben«⁷.

Biondi und Schami gehen in ihrem Aufsatz davon

aus, dass viele Gastarbeiter sich literarisch betätigen, dass die Pioniere der »Literatur der Betroffenheit« als Gastarbeiter in die Bundesrepublik emigriert seien. Die Gastarbeiterliteratur wird in einen Gegensatz zum Begriff der Exilliteratur gesetzt, da emigrierte AutorInnen sich an den Herkunftsländern orientieren, sie sehen nicht die Einwanderungsgesellschaft als Ort ihrer Literaturproduktion und -rezeption.

»Migrantenliteratur« steht dem Begriff Ausländerliteratur nahe: der Begriff wurde damals richtig eingesetzt, nicht aber heute. Denn es ist politisch inkorrekt Autoren und Autorinnen, die hier geboren sind oder den größten Teil ihres Lebens hier verbracht haben, immer noch als Ausländer oder Migranten zu bezeichnen. Das ist allerdings ein Resultat aus der politischen und rechtlichen Realität, denn Deutschland war bis vor kurzem noch offiziell kein Einwanderungsland. Die Arbeitsmigranten sind gekommen, damit sie wieder zurückkehren. Manche Kultusministerien finanzierten sogar nationale Schulen in der Muttersprache mit, für die Griechen zum Beispiel, damit sie dann wieder in ihre Heimat zurückkehren. Also war das allgemeine Staunen groß, als diese Minderheiten auf einmal auch noch Literatur in deutscher Sprache machten. »Der Widerstand, den die fremde Sprache dem Autor entgegengesetzt, gehört zur Ästhetik dieser neuen Literatur. Dazu kommt noch, dass die fremde Sprache nicht mit alten Assoziationen befrachtet ist; so ergibt sich eine bleibende Distanz beim Schreiben in der fremden Sprache.«⁸

Für Rafik Schami ist (im Jahr 1980) »Gastarbeiter« ein politischer Begriff, der für alle gilt »die«, wie er schreibt, »durch die Aufenthaltserlaubnis eine beschränkte Zukunft haben.« In seinem Aufsatz »Literatur der Betroffenheit« schreibt er: »Viele Gastarbeiter schreiben mehr als die Mehrheit der Leser sich vorstellt. Viele schreiben, um ein Zeugnis über ihre Erlebnisse, um ihre Erfahrungen in der Fremde zu hinterlassen. Ihre Berichte über die Demütigungen des Alltags prangern die Peiniger der Gastarbeiter an. Denn: »wenn das Drama der erzwungenen Entwurzelung zuerst und der erzwungenen Aufenthalt danach ihnen bewusst wird, so entsteht bei ihnen das Bedürfnis, anzuklagen, zu protestieren, aus der Isolation hervorzuheben, indem sie die schärfste, die friedlichste, die humanste Waffe, die existiert, benutzen: das Wort.«

Wer waren aber diese Schriftsteller der 70er und 80er Jahre, der harte Kern der Polikunst? Franco Biondi, Sohn italienischer Schausteller, hat in Deutschland als Schlosser und Elektroschweißer gearbeitet, und später, nach einer Ausbildung, war er als Familientherapeut tätig. Rafik Schami arbeitete in Fabriken und auf Baustellen und studierte gleichzeitig Chemie. Sinasi Dikmen hat als Fachkrankenpfleger ge-

arbeitet und gleichzeitig seine Satiren geschrieben und gespielt. Zusammen mit Muhsin Omurca hat er das Knobi-Bonbon-Kabaret in Ulm gegründet. Jusuf Naoum, der Märchenerzähler, arbeitete als Kellner und Masseur, Gino Chiellino war Assistent an der Uni Augsburg und hat sich damals intensiv für seine schreibenden Landsleute engagiert. Er ist der erste Herausgeber italienischer »Gastarbeiterliteratur«. Später entwickelten sich zahlreiche literarische und verlegerische Aktivitäten, die sich um die Herausgabe der Literatur der verschiedenen nationalen Gruppen bemühten, z.B. der Dayyeli-Verlag in Frankfurt für die Literatur der türkischen Autoren, der Romiosini Verlag in Köln für die griechischen Autoren, der Ararat-Verlag in Berlin für die Autoren arabischer Herkunft.

Einer der ersten Gastarbeiter, der schon Ende der 50er Jahre Gedichte geschrieben hat, war Fethi Savasci, Maurer von Beruf, in München, aber auch Giuseppe Fiorenza dill' Elba in Hannover, Giancarlo Sordon, Jannis Christopoulos, Dragutin Trumbetas⁹ und noch viele andere, die nicht in einer Anthologie veröffentlicht haben. Da ich schon in den 70er und 80er Jahre für das muttersprachige Ausländerprogramm des Bayerischen Rundfunks arbeitete, habe ich unzählige Briefe mit Gedichten und Erzählungen unserer Hörer gelesen, die damals die muttersprachlichen Redaktionen täglich erreichten. Sie erzählten über ihr Leben, ihre Sehnsüchte, ihr Heimweh, über ihre Schwierigkeiten mit der Sprache und über das, was sie zurückgelassen hatten.

Aras Ören, der als Bierzapfer und Fabrikarbeiter tätig war, und Jüksel Pazarkaya, Journalist, sind die ersten ausländischen Autoren, die damals über diese Themen geschrieben und auf sich aufmerksam gemacht haben. Aus dem Gedichtband von Aras Ören mit dem Titel »Der kurze Traum aus Kagithane«, dem zweiten Teil seiner Berlin-Trilogie, 1974, lese ich einen Ausschnitt aus seinem Gedicht »Die Achthunderttausend« über die Zeit vor der Emigration:

Da war das Warten, das Ausfüllen der Formulare,
das Laufen hin und her.
Dann dieses Warten und wieder Warten:
Vielleicht drei Jahre,
vielleicht drei Jahre und länger.
Dann die Stempel, versiegelte Umschläge,
und in den versiegelten Umschlägen
waren die Hoffnungen eingeschlossen...

Das Grundmotiv, das sich bei allen Autoren der damaligen Literatur der Arbeitsemigration wiederholt, ist das der Entwurzelung und zugleich der doppelten Fremde, also der fremden Heimaten.

Ich lese ein Gedicht von Gino Chiellino aus seinem ersten Buch *Mein fremder Alltag* erschienen im Neuen

Malik Verlag, Kiel 1984, zehn Jahre nach Aras Ören:

Entfremdet
Vom rechten Auge
Über den Mund
Geht ein Riss
Messerscharf
Durch meine Gedanken

Im Spiegel
suche ich vergebens
nach ihm
tief in mir

Tief in mir
eine Sehnsucht
ohne Wünsche
(Die Entfremdung ist ein Zustand der Sehnsucht
ohne Wünsche)

Zurück zur PoLikunst:

Eindruck machte mir die Tatsache, dass obwohl die türkischen Autoren, Aras Ören, Pazarkaya, Güney Dall bekannter waren, sich nicht in der PoLikunst engagierten und sich gegen das Etikett Gastarbeiterliteratur wehrten, obwohl ihre Texte von Fremdheitserfahrungen in der Emigration berichteten. Von den PoLikunst-Kreisen wurden sie oft als Spielverderber bezeichnet.

Hiltrud Arens schreibt in ihrem Aufsatz »Skripte zur Migration und Nachhaltigkeit« Nr.3:

»Was für mich bezeichnend ist in diesen Debatten um Benennungen, ist die sichtbare Widerspiegelung gesellschaftlicher Diskussionen und Machtstrukturen in der Germanistik selbst. Denn es ist anscheinend lange Zeit sehr schwierig gewesen, Differenz (Anderssein) als konstitutiven Bestandteil deutscher Literatur zu akzeptieren. Das Selbstverständnis von deutscher Literatur wurde von AutorInnen anderer Herkunft herausgefordert, ähnlich wie dies gesamtgesellschaftlich geschieht, wo die gesellschaftliche Akzeptanz von Vielfalt, die ja den Alltag in Deutschland mitbestimmt, noch immer heftig umstritten ist.«

Die Rezeption dieser Literatur blieb bis Mitte der 80er Jahre sehr beschränkt, trotz der Euphorie, die bei den Autoren herrschte. Kein Autor, bis auf Aras Ören, hatte es geschafft, ein literarisches Profil zu entwickeln. Die Literaturkritiker zögerten, bezogen sich auf das Phänomen der Gastarbeiterliteratur aber nicht auf einzelne Autoren. Interessiert waren mehr die Soziologen und die Sozialinstitutionen, weniger die Literaturinstitute. Die ausländischen Autoren sind viel auf Veranstaltungen eingeladen worden, man diskutierte überall über die neue Ausländerliteratur, Kulturreferate der Städte unterstützten die Tagungen und die Lesungen.

Die Philologin Heidi Rösch bemerkt: »Ausländer-, (Im-) Migranten- oder Minderheitenliteratur läuft als Genrebezeichnung meines Erachtens Gefahr, alles, was immigrierte oder minderheitenangehörige AutorInnen produzieren, Migranteliteratur zu nennen. Das heißt, einen sehr offenen Literaturbegriff zu etablieren, der meines Erachtens die Biographie, Lebenssituation und den gesellschaftlichen Status des Autors bzw. der Autorin betont und die literarische Komponente vernachlässigt, was in manchen Fällen zu einem ausgesprochen problematischen Bonus führt, der Texte aufgrund außerliterarischer Kriterien zu Literatur erklärt.«¹⁰

Und Christian Schaffernicht: »Die Mehrzahl der Texte waren Erfahrungsberichte mit mehr oder minder literarischem Anspruch, kurze Erzählungen und Gedichte. Sie waren aus einem autobiografischen Impuls heraus verfasst, und hatten die persönliche Lebenssituation dargestellt. Die Erfahrungen der individuellen Person wurden als gruppenspezifisch gesehen und auch so rezipiert. Die Bezeichnung Literatur der Betroffenheit hatte gleichzeitig auch mit jenen zu tun, die sie verlegt, gekauft, gelesen und gehört haben.«¹¹

Sogar zehn Jahre später scheint sich da nicht sehr viel geändert zu haben, wenn wir den Artikel von Fritz J. Raddatz in der Zeit vom 24. Juni 1994 lesen:

»Die unglückliche Verbindung von »Gastarbeiterdeutsch« und »Betroffenheit« hat dazu geführt, dass kaum eine kritische Arbeit über diese Literatur vorhanden ist, die sich die Mühe gemacht hätte, sie zum Gegenstand von Literaturkritik zu machen.« Fritz Raddatz ist aber nicht sehr gut informiert und hatte sich in Sachen Migrationsliteratur nicht genug eingelesen. Sonst wären ihm die umfangreichen literarischen Analysen der Texte von Emine Sevgi Özdamar bekannt, oder die Literaturkritiken zu dem Buch *Eine Hand voller Sterne* von Rafik Schami, das eine Autobiographie mit politischen Nuancen ist und kein Pseudo-Orient-Märchen, wie ihm einige der ausländischen Autoren vorwarfen.

Aber jetzt wieder zur PoLikunst zurück: Während der Tagung in Freiburg 1983 und auch ein Jahr später bei der nächsten Tagung in Hannover habe ich wahrgenommen, dass die Mehrzahl der Autoren in der PoLikunst nicht auf gutem Fuß mit den deutschen Philologie-Professoren und Instituten standen. Es gab da eine gewisse Konkurrenz mit dem Institut Deutsch als Fremdsprache in München, das auch Anthologien im DTV-Verlag herausgab und ausländische Autoren betreute. Die ausländischen Autoren der PoLikunst distanzieren sich vom Literaturverständnis der Philologieprofessoren. Diese würden, so lautete die Kritik, mit ihrer literarischen Analyse über Stil und Sprache die ausländischen Autoren eher als Objekt ihrer wis-

senschaftlichen Forschung sehen, sie in Kategorien und Schubladen stecken, sie eher zur Spaltung führen. Es herrschte da sehr viel Misstrauen.

Auf jeden Fall war die Initiative in der Entwicklung dieser Literatur, die vom Institut für Deutsch als Fremdsprache an der Universität München ausging, sehr wichtig. Das Institut, von Professor Harald Weinrich geleitet, schrieb einen Wettbewerb für Autoren nicht-deutscher Muttersprache aus, der an Themen gebunden war. Die literarischen Arbeiten wurden in drei Anthologien¹² von Irmgard Ackermann herausgegeben.

Die Aussagen von Ackermann in theoretischen Schriften¹³ aus dem Jahr 1983 sind sogar ziemlich politisch:

»Im Grunde ist alles, was bisher über diese Literatur gesagt wurde, eine Herausforderung für den deutschen Leser, sich den Anklagen und Anfragen, den Einladungen und Bitten zu stellen, den politischen Bewusstseinsprozess nachzuvollziehen, um die Situation der Ausländer, denen elementare Rechte vorenthalten werden, zu verstehen und sich mit ihnen für ihre Rechte, für Beendigung der Benachteiligungen einzusetzen.

Es soll nicht versäumt werden, abschließend ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass das beschriebene Phänomen der Gastarbeiterliteratur, auch unter kultursoziologischem Aspekt ein Novum darstellt, das in seiner Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Was sich da herausgebildet hat, stellt einen bemerkenswerten Schritt der Integration dar, der weit reichende Konsequenzen hat: Wir sind gewohnt, den ausländischen Arbeitnehmern ihre Rolle beim Aufbau der deutschen Wirtschaft zuzugestehen. Dass sie aber als unter uns Lebende auch ihren Beitrag zum kulturellen Leben leisten (und das nicht als exotische Einlagen bei Volksfesten) hat sich noch kaum herumgesprochen, ist noch nicht ins allgemeine Bewusstsein vorgedrungen.«

Und Ackermann weiter unten:

»Es musste also die Konsequenz gezogen werden: auswärtige Kulturpolitik beginnt bei uns. Es müsste die erste Aufgabe der auswärtigen Kulturpolitik sein, zu fördern, was sich bei uns an »Ausländerkultur« entfaltet. So wäre es zum Beispiel an der Zeit, einen Literaturpreis für deutschsprachige Literatur von Ausländern einzuführen und eine Literaturzeitschrift internationaler Dimension als eigenes Forum für diese Literatur zu gründen.«

Bald rief das Institut Deutsch als Fremdsprache in München in Zusammenarbeit mit der Akademie der Schönen Künste den Adelbert-von-Chamisso-Preis ins Leben, der von der Bosch-Stiftung finanziert wurde. Der erste Chamisso-Preis wurde 1985 an Aras Ören verliehen. Der Preis zeichnete deutsch schreibende

Autoren aus, deren Muttersprache nicht die deutsche ist. Die Ironie bei dieser ersten Preisverleihung jedoch war, dass Aras Ören eben nicht in Deutsch schrieb, sondern aus der türkischen Sprache übersetzt wurde. Viele Autoren hielten an ihrer Herkunftssprache fest, obwohl sie seit langer Zeit im deutschsprachigen Raum lebten. Von den Formen, Themen und Motiven ihrer Texte her sind auch sie der Migrantenliteratur zuzurechnen.

Kommen wir damit zum Thema Sprache, das von fast allen Autoren in ihren Werken thematisiert wurde.

Bis auf Jose F.A. Oliver hatten damals die meisten ausländischen Autoren einen Sprachwechsel hinter sich. Sie verfassten ihre Werke in deutscher Sprache; einige aber auch in der Muttersprache und sie wurden übersetzt.

In seinem Aufsatz »Fremde Worte« schreibt Christian Schaffernicht: »Jede Erörterung literarischer Mittel kreist natürlich, ob ausgesprochen oder nicht, um das konstitutive Zentrum von Literatur, ihre Sprache. Dass eine Auseinandersetzung mit ihr für Schriftsteller in der Emigration, und Emigration bedeutet ja fast immer auch eine sprachliche, unter erschwerenden Vorzeichen steht, liegt auf der Hand.«¹⁴

Dieses Problem wird von den Schriftstellern immer wieder thematisiert. Die griechische Autorin Dadi Sideri¹⁵:

»Meine Sprachlosigkeit
übt
an einer Sprache
die meine Sprache
nicht ist.«

Christian Schaffernicht wies darauf hin, dass schon für die nächste Generation, die hier in der Bundesrepublik aufgewachsen, die Situation sich wesentlich anders darstellt.

Diese spreche nicht nur Deutsch, sondern auch die deutschen Dialekte in gleicher Unbekümmertheit wie ihre deutschen Altersgenossen. Schon für sie sein die Muttersprache ihrer Eltern bereits eine Fremdsprache. Dies verweist bereits auf die Situation der neunziger Jahre, als Kanak Attack bekannt wurde.

Blieben wir doch noch ein bisschen in den 80er Jahren. 1983 wurde bei der PoLikunst-Tagung in Hannover die Anthologie *Das Unsichtbare sagen*, mit dem Untertitel *Prosa und Lyrik aus dem Alltag des Gastarbeiters*, vorgestellt. Sie wurde von Habib Bektas, Franco Biondi, Gino Chiellino, Jusuf Naoum und Rafik Schami in der Reihe »Südwind-Literatur« herausgegeben.

Durch Chiellinos Initiative und Rat wurde zwei Jahre später, 1985, in der gleichen Reihe des Malik Verlags

in Kiel eine Frauenanthologie von der portugiesischen Autorin Louisa Costa Hölzl und mir herausgegeben. Die Arbeit an dieser Anthologie war langwierig, weil bis dahin schreibende ausländische Frauen in den verschiedenen Anthologien rar waren. Wir brauchten zwei Jahre, um die Autorinnen ausfindig zu machen, haben in ausländischen Gemeinden, bei Freunden in ganz Deutschland gefragt, nach Texten gesucht und den Autorinnen Mut gemacht. Schließlich ist dieses Buch mit dem Titel *Freihändig auf dem Tandem* mit Prosa und Lyrik von dreißig Frauen aus elf Ländern und mit Illustrationen aus den Werken einiger ausländischer Malerinnen und Bildhauerinnen entstanden. Das Buch wurde zu seiner Zeit von der Kritik sehr positiv begrüßt. Inzwischen hatten auch einige der Autoren, Biondi, Naoum, Schami, die ersten Einzelveröffentlichungen ihrer Werke gehabt.¹⁶

Bei der Tagung in Hannover, aber auch bei der nächsten in Augsburg stellte ich fest, dass es – abgesehen von der Kritik am Schubladendenken der deutschen Universitätsprofessoren – auch Spannungen unter den Autoren gegeben hat. Bei der Tagung in Augsburg kamen 1984 zum ersten Mal neue und jüngere Mitglieder, Vertreter der zweiten Gastarbeitergeneration, dazu. Kostas Giannakakos, Bülent Tulay und Zafer Senocak übten Kritik ästhetischer und politischer Art und distanzieren sich von den Begriffen Gastarbeiterliteratur oder Literatur der Betroffenheit. Darüber hinaus waren offene Spannungen zwischen den bekannten Autoren Franco Biondi, Gino Chiellino und Rafik Schami zu spüren. Bei der nächsten Tagung in Mainz, 1985, war der Streit vollendet gewesen, da mehrere Mitglieder überhaupt nicht mehr gekommen waren, vor allem die Fraktion der italienischen Gastarbeiter, die durch die Kritik der jüngeren Generation an Sprache, Ausdruck und Stil verbittert und beleidigt waren.

Heidi Rösch interpretierte diesen Konflikt auch als Generationenkonflikt. Sie unterschied analog zur soziologischen und pädagogischen Terminologie zwischen erster und der zweiten Generation. Schon die zweite Generation wehrt sich gegen eine Festlegung auf die Herkunftsgesellschaft (der Eltern). Der Terminus Migrationsliteratur beziehe sich sehr viel deutlicher als der der Migranteliteratur auf die bundesdeutsche Gesellschaft nach 1955.

Ein Jahr später, während der PoLikumst-Tagung in München, warfen Biondi und Chiellino Rafik Schami vor, er schreibe exotische Märchen, um seinen Lesern zu gefallen. Rafik Schami trat von einem neuen Anthologieprojekt als Herausgeber zurück und ganz bald auch aus PoLikumst aus. Die Auflösung des Vereins war ein Jahr später 1987 in Düsseldorf unvermeidbar.

»Man konnte in Deutschland schon mit einigen Texten, deren Zeilengestaltung an Gedichte erinnerte, als Schriftsteller firmieren«, schrieb Zafer Senocak.

»Ich hatte keine Lust dazu. Ich boykottierte alle Interview-Anfragen, lehnte Einladungen zu Lesungen ab, auf die andere Ausländer eingeladen wurden, mit der lapidaren Bemerkung, ich sei kein Ausländer, was mir den Ruf einbrachte, ein Ausländerfeind zu sein.«¹⁷

1989 nach dem Fall der Mauer und der Vereinigung Deutschlands dachte kein Mensch mehr an Migranteliteratur. Auch das Interesse der Verlage und der Kulturszene hatte gänzlich abgenommen. Wichtig waren jetzt die Berichte aus dem Osten, die Schriftsteller, die von dort kamen, ihre Reflektionen auf die verlorene ostdeutsche und die gewonnene westdeutsche Realität.

Langsam wird es aber gleichzeitig klar, dass jetzt die bundesdeutsche Gesellschaft sich faktisch zu einer Einwanderungsgesellschaft, bzw. in eine multietnische Gesellschaft entwickelt, und dass sie nun Probleme des alltäglichen Rassismus zu bewältigen hat. Heidi Rösch stellt die Frage, welche Auswirkungen das Jahr 1989 auf die deutsche Literatur hat, wie sich die europäische Literatur in postsozialistischer Zeit verhält und ob daraus eine Literatur entsteht, die diesen Gegenstand annimmt und ihn aus der Perspektive Betroffener bearbeitet – ähnlich wie es die Migrationsliteratur mit der Arbeitsmigration getan hat. Die Migration zwischen den beiden deutschen Staaten, seit der deutschen Einheit eine Binnenmigration, gehöre zur (Literatur-) Geschichte der Migration.

Anfang der 90er Jahre brannten Häuser, Flüchtlingsheime, Einfamilienhäuser, in Rostock, in Hoyerswerda, in Mölln. In Deutschland jagte ein Ereignis das andere.

In den Vordergrund trat auf einmal ein offensiver Kreis: Kanak Attack. Das Etikett des »sprachunfähigen Ausländers« wird wieder einmal aus Trotz kultiviert. Ihr Sprachrohr ist Feridun Zaimoglu, ihren Jargon nennt er Kanak Sprak¹⁸. Die »zweite Kanakengeneration«, so Zaimoglu, drücke sich in »einer Art Creol oder Rotwelsch mit geheimen Codes und Zeichen« aus. Das liest sich etwa so: »Die alemannen hassen sich und jeden, der ihnen übern weg läuft, und irgendwann kriegen welche so ne störung reingewürgt, weil sie ihre gottverdammte seele in son nem batzen schiß baden, und da kommt die rache, du kannst die uhr danach stellen.« Immer ging es um das Leben am Rande der deutschen Gesellschaft, sprachlich dargeboten in einer eigenwilligen Mischung aus authentischem Straßenslang und melodischer Poesie.¹⁹

»Türkendeutsch« sagte man bis dato – und das hatte einen deutlich negativen Beigeschmack. Diese Zeiten waren vorbei. Man sprach dann eben von »Kanak Sprak« oder »Kanakisch«. Das Buch *Kanak Sprak* machte den ehemaligen Mannheimer Theaterdichter Feridun Zaimoglu Mitte der 1990er-Jahre zum Kultautor. Er war »Gründer« oder auch »spiritueller Leader«

der Initiative »Kanak Attack« und hat die »Kanak Sprak« unter (deutschen) Intellektuellen und Feuilletonisten populär gemacht.

Unverkennbar ist aber die verbittert-aggressive Reaktion auf diskriminierendes Verhalten der Mehrheitsgesellschaft.

Wie lebt es sich als Kanake in Deutschland? Diese Frage bewegt und treibt die Interviews an, die Feridun Zaimoglu in *Kanak Sprak* und dem Nachfolgebund *Koppstoff* zu provokanten Portraits von Kanakstern und Kanakstas, Männern und Frauen türkischer Abstammung vom »Rande der Gesellschaft« verdichtet hat. Diese »Misstöne« nehmen in Ihrer beißenden Kritik an deutschen Zuständen kein Blatt vor den Mund und setzen ein bewusst schwer verdauliches Gegenbild zum tolerant-liberalen »Müsli-Deutschen«.

In den späten 90er Jahren setzt sich langsam die Erkenntnis durch, dass Migration keine vorübergehende Phase ist, sondern fester Bestandteil der bundesrepublikanischen Realität. Außerdem kann man Migration nicht mehr auf Arbeitsmigration begrenzen.

Spätestens in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts wird Zaimoglou den Ingeborg Bachmann Preis und den Adelbert-von-Chamisso-Preis bekommen und Kanak Sprak ist schon wieder vergessen und vorbei.

Mit dem Auftauchen von Schriftstellern, die der zweiten oder dritten Migrantengeneration angehören und sich immer häufiger dem »Konflikt zwischen Vereinnahmung und Ausgrenzung«²⁰ zu entziehen suchen, scheint die Migranteliteratur allmählich in der deutschen Literatur aufzugehen. Autoren wie Zafer enocak, José F.A. Oliver oder Zehra Çirak wollen sich weder der ausländischen noch der deutschen Seite zurechnen lassen.

Auf sich aufmerksam machen inzwischen auch Autoren aus den osteuropäischen Ländern. Sie identifizierten sich nicht mit der Migrationsliteratur, viele von ihnen genießen einen großen literarischen Erfolg, während andere von der ersten Autorengeneration in Vergessenheit geraten sind. Die neue Garde der Autoren werden mit dem Chamisso-Preis geehrt: Der Bulgare Ilja Trojanow, der mit seinen Eltern erst über Jugoslawien nach Italien flüchtete, um in Deutschland politisches Asyl zu bekommen, Terezia Mora, die mit 19 Jahren von Ungarn nach Berlin übersiedelte, ihr Erzählband wurde in Ungarn zur ungarndeutschen Minderheitenliteratur gerechnet, in Deutschland hingegen zur Immigranteliteratur; die glücklose, weil früh verstorbene, Aglaja Veteranyi aus Rumänien, Kind einer Zirkusfamilie, die die halbe Welt bereist hatte; der Pole Radek Knapp, der zwischen Polen und Österreich lebt, Vladimir Vertlib aus Russland, der mit den Eltern nach Israel emigrierte, dann nach Österreich, Niederlande, und wieder Österreich; die Slowakin Ilma Rakusa, Tochter einer Ungarin und eines Slowenen, die ihre Kindheit in Budapest, Ljubljana und Triest ver-

brachte; der Bulgare Dimitré Dinev mit seinem Erstlingsroman *Engelszungen*²¹. Die Liste mit Namen der prämierten Autoren mit multikulturellem Hintergrund ist lang. Und es existiert eine noch größere Liste mit Namen von Autoren, die schon mit ihren Büchern Erfolg haben. Wie zum Beispiel die 23jährige Lena Gorelik aus Sankt Petersburg mit ihrem Erstlingsroman *Meine weißen Nächte*²².

Im Jahre 2000 erschien der Buchband *Interkulturelle Literatur in Deutschland*, ein Handbuch herausgegeben von Gino Chiellino, beim Metzler Verlag.

Es wurde also spätestens ab diesem Datum vorgezogen, nicht mehr von Migrationsliteratur zu sprechen sondern von interkultureller Literatur.

Die Wissenschaftlerin Heidi Rösch weist darauf hin, dass mit dem Begriff »Literatur im interkulturellen Diskurs« einerseits ein Zustand beschrieben ist, dass damit andererseits die Anregung zum interkulturellen Diskurs durch diese Literatur gemeint ist. Zwar beinhaltet dies die Gefahr der Funktionalisierung, als Literaturdidaktikerin weiss sie aber die Verständigungschancen zu schätzen.

Literatur wird nicht durch den Rezeptions- und Vermittlungskontext zur interkulturell interessanten Literatur, sondern durch ihren Gehalt und durch ihre Form. Kulturvermittlung versus Vermittlung zwischen Kulturen.«

Ich möchte meinen Vortrag mit den Worten der Autorin Yoko Tawada abschließen, die von Wörtern spricht als Öffnungen und von Zwischenräumen unter einem offenen Tor. In diesen Räumen kann sich Bewusstsein wandeln und hier sind neue, oft vielstimmige Erkenntnisse möglich. Sie sagt, »Ein Wort zu schreiben bedeutet, ein Tor zu öffnen.«²³

Und dieses Bild des offenen Tors in einen besonderen Raum zieht mich an. Ich stelle mir vor: ein Tor öffnen zu beiden Heimaten, zu mehreren Heimaten.

Anmerkungen:

- 1 In: Norbert Ney (Hg), Sie haben mich zu einem Ausländer gemacht ... ich bin einer geworden, Hamburg 1984
- 2 Die Anthologie Das Unsichtbare sagen – Prosa und Lyrik aus dem Alltag des Gastarbeiters, erschien 1983 in der Reihe Südwind-Literatur, Neuer Malik Verlag Kiel. Herausgeber: Habib Bektas, Franco Biondi, Gino Chiellino, Jusuf Naoum und Rafik Schami.
- 3 Es sind insgesamt drei PoLikunst-Jahrbücher erschienen. Beim ersten mit dem Titel »Ein Gastarbeiter ist ein Türke« hatten Gino Chiellino und Rafik Schami die Redaktion. Zitat aus dem Vorwort : »Das vorliegende Jahrbuch soll dem Leser eine

- Idee über die Vielfalt der multinationalen Kultur in der BRD geben«. Das zweite Jahrbuch mit den gleichen Herausgeber und mit dem Titel »Der Tanz der Fremden« erschien im Jahr 1984. Es nahmen hier zum ersten Mal neue Mitglieder der PoLilkunst teil: Der Chilene Ivan Tapia, der Italiener mit albanischer Herkunft Carmine Abate, die Portugiesin Luisa Bravo Do Carmo Costa, die Slowakin Bozena Lukajova, die Chilenin Andrea Meissner-Graumann, die Rumänin Santa-Maria Tataru, die Türkin Alev Tekinay. Das dritte PoLilkunst-Jahrbuch, erschienen 1985 mit dem Titel »Lachen aus dem Ghetto« kam bei Mandala Verlag heraus. Neue dazugekommene Mitglieder waren der Türke Zafer Senocak, die Griechin Eleni Torossi, der türkische Karikaturist Muhsin Omurca, der Jugoslawe Srdan Keko, der Franzose Gérard Scappini.
- 4 In dieser Reihe erschienen vier Anthologien: Im neuen Land, Bremen 1980; Zwischen Fabrik und Bahnhof, Bremen, 1981, Annäherung, Bremen, 1982, Zwischen zwei Giganten, Bremen, 1983. Herausgeber: Franco Biondi, Jusuf Naoum, Rafik Schami, Suleman Taufiq. Letzterer verließ nach dem zweiten Band die Herausgebergruppe.
 - 5 Franco Biondi, Rafik Schami, unter Mitarbeit von Jusuf Naoum und Suleman Taufiq: Literatur der Betroffenheit, Bemerkungen zur Gastarbeiterliteratur. In: Christian Schaffernicht (Hg): Zu Hause in der Fremde – Ein bundesdeutsches Ausländer-Lesebuch, Fischerhude 1981, S. 125 - 129
 - 6 Werner-Reimers-Stiftung, Kolloquium: Deutsche Literatur von Autoren nichtdeutscher Muttersprache, Bad Homburg 1986
 - 7 Irmgard Ackermann: »Gastarbeiterliteratur« als Herausforderung, München, 1983
 - 8 Christian Schaffernicht, Fremde Worte, a.a.O. S. 184
 - 9 Alle diese Autoren haben im Buch Zwischen Fabrik und Bahnhof Südwind gastarbeiterdeutsch Con Bremen , 1981, geschrieben
 - 10 Heidi Rösch, Migrationsliteratur im interkulturellen Diskurs, Dresden, 1998
 - 11 Christian Schaffernicht, Fremde Worte, a.a.O.
 - 12 Anthologien Herausgegeben von Irmgard Ackermann, Institut Deutsch als Fremdsprache: Als Fremder in Deutschland, 1982, DTV, In zwei Sprachen leben, München 1983; Zu Hause bin ich ›die aus Deutschland‹, Ausländerinnen erzählen, Ravensburg, 1982; Türken deutscher Sprache, München 1984
 - 13 Irmgard Ackermann, Gastarbeiterliteratur als Herausforderung, 1983, München
 - 14 Christian Schaffernicht, Fremde Worte, a.a.O.
 - 15 Niki Eideneier (Hg), Dimitrakis 86, Köln 1985
 - 16 Jusuf Naoum, Der rote Hahn, München, 1989; Franco Biondi Abschied der zerschellten Jahre, Kiel 1984; Gino Chiellino, Mein fremder Alltag, Neuer Malik Verlag, Kiel 1984; Rafik Schami Das letzte Wort der Wanderrate , Neuer Malik Verlag 1983; Eleni Torossi, Tanz der Tintenfische, Neuer Malik Verlag 1985
 - 17 Zafer Senocak, Plädoyer für eine Brückenliteratur, in: Irmgard Ackermann Harald Weinrich (HG), Eine nicht nur deutsche Literatur, München, 1986.
 - 18 Feridun Zaimoglu Kanak sprach, Hamburg, 1995
 - 19 Diese Mischung gibt dem 2000 erschienenen Hörbuch »Kanak Sprach« seinen ganz besonderen Reiz, macht es aber auch schwer hörbar. Die 51-minütige CD mit 16-seitigem Booklet ergänzt, was unter gleichem Namen produziert wurde: ein Buch, ein Theaterstück und ein Film. Gespräche und Gebete werden akustisch mit Alltagsgeräuschen einer Großstadt und Musikfetzen zu einer ganz eigenen Atmosphäre verdichtet. Die deutsch-türkische Rap-Gruppe Da Crime Posse aus Kiel, wo Zaimoglu lebt, spielte dazu neun Raps ein. Es entstand ein Hörspiel mit 24 Reportagen im Rap-Rhythmus. Wie in seinen Büchern analysiert Zaimoglu auch hier nicht, sondern dokumentiert nur.
 - 20 Karl Esselborn, Kulturen in Bewegung, Online-Dossier des Goethe-Instituts)
 - 21 Dimitré Dinev, Engelszungen, Wien 2003
 - 22 Lena Gorelik, Meine weißen Nächte, München, 2005
 - 23 Heidi Rösch, Migrationsliteratur im interkulturellen Diskurs, Dresden, 1998
 - 24 Yoko Tawada, Talisman, Literarische Essays, Tübingen, 1996, S. 130

Dezentralisierte Diasporen: ›Tiefflüge‹ jenseits von London

Denjenigen, die mit der zeitgenössischen MigrantInnenliteratur Großbritanniens vertraut sind, sei vergeben, wenn sie glauben, dass sie sich auf London konzentriert. Preisgekrönte Romane wie Zadie Smith's *White Teeth* (2000), Monica Alis *Brick Lane* (2003) und Andea Levis *Small Island* (2004) haben ihre Schauplätze in London. Es ist die Hauptstadt, die das Geschehen in diesen Romanwelten ordnet, antreibt und bis zum gewissen Grad auch begrenzt. London scheint für das gesamte Vereinigte Königreich zu stehen, als gäbe es keine Unterschiede zwischen den Lebensbedingungen von MigrantInnen in London, Birmingham, Bradford und Glasgow. Eine Ursache dieses Fehlurteils ist, dass wir, um das Motto dieser Konferenz aufzugreifen, dazu tendieren, die MigrantInnenliteratur in höheren Sphären zu verorten, als sei sie ständig »im Fluge«, als würden ihre Füße niemals den Boden berühren. MigrantInnenliteratur wird schnell losgelöst von Ort, Region und Standpunkt. Im Folgenden möchte ich Sie auf eine Reihe von Tiefflügen jenseits von London begleiten, um zu demonstrieren, welche Rolle diese Verortungen in der britischen MigrantInnenliteratur spielen. Diese Reisen sind häufig unspektakulär. Sie tendieren dazu, den Höhenflug zurückzuweisen, eine Bewegungsform, die man mit weltläufigen Reisenden wie Salman Rushdie oder V.S. Naipaul assoziiert. Flugreisen, die – wie in Rushdies Romanen – die Metropolen London, Bombay und New York miteinander verbinden, werden verdrängt durch belanglos wirkende Fahrten und Tagesausflüge, die sich durch Kürze und Alltäglichkeit auszeichnen. Diese Reisen finden auf Bodenhöhe statt. Die Reisenden bedienen sich alltäglicher Transportmittel: Züge, Busse und Autos. Ich habe nicht die Absicht, die sehr fruchtbare Metapher des Höhenflugs aufzugeben. Im Gegenteil, nur wenn ich von oben auf Großbritannien blicke, ist es mir möglich, Diasporen als geographisch zerstreute oder auch dezentrale Gemeinschaften wahrzunehmen, die die gesamte Landkarte des Vereinigten Königreichs überdecken. Die Landkarte der Britischen Inseln in Ihrem handout bietet einen Blick aus der Vogelperspektive auf das literarische Schaffen von MigrantInnen und deutet dadurch auf die dezentralisierten Diasporen, auf die ich im Titel meines Vortrages hinweise. Diese unebene Landschaft mit ihren verschiedenen sozialen, ökonomischen, regionalen und nationalen Begrenzungen, hat das literarische Schaffen von MigrantInnen in Großbritannien auf fruchtbare Weise geprägt. Im Folgenden möchte ich darlegen, die auf welche Weise die britische MigrantInnenliteratur diese vielfältigen Differenzierungen thematisiert.

Landkarten geben vor, Landschaften vollständig und umfassend darzustellen. Meine Karte ist jedoch sehr selektiv, denn es fehlt die Zeit für eine ausführliche Führung. Anstatt sie mit einer endlosen und verwir-

renden Reihe von Namen zu konfrontieren, halte ich es für produktiver, eine kleine Anzahl von fiktiven Tagesausflügen im Detail zu interpretieren, die ich auf meiner Landkarte gekennzeichnet habe: Jackie Kays Gedicht »Sassenachs«, Gurinder Chadhas Film *Bhaji on the Beach*; Ayub Khans Film *East is East* und Tariq Latifs Gedicht »On the 43 to the Terminus«. Sie beschreiben jeweils eine Zugreise von Glasgow nach London, eine Busreise von Birmingham nach Blackpool und die Ferienreise eines Asiaten aus Manchester nach Valetta (Malta). Diese Reisen werden mit öffentlichen Verkehrsmitteln gemacht und protzen förmlich mit dem unkultivierten, »weltfremden«, oder provinziellen Status ihrer Protagonisten. Mit anderen Worten, stellen diese Reisen auf spielerische Weise die Tatsache in den Vordergrund, dass die Reisenden MigrantInnen jenseits von London sind.

Malta dient als Kulisse in Tariq Latifs Gedicht »On the 43 to the Terminus«. Man könnte erwarten, dass ein Gedicht über eine Reise nach Malta die Loslösung von einer Ortsgebundenheit beschreibt. Das Gedicht scheint sich jedoch eher mit der bodenständigen nordenglischen Identität des Protagonisten auseinanderzusetzen, mit ihrer Zuschaustellung und ihrer Unterdrückung. Latif, ein pakistanischer Lyriker, der in Manchester lebt, erklärt in seinem Gedicht nicht die Beweggründe seines Sprechers für die Reise nach Valetta, diesem, für Briten äußerst populären Urlaubsziel. Maltas mediterrane Geographie, seine Nähe zu Europa und Nordafrika, seine brodelnde Einwanderergeschichte könnte eine Interpretation dieser Landschaft als Tor zum Osten nahe legen. Dies ist eine Lesart, die das Gedicht jedoch ganz bestimmt nicht fördert. Im Gegenteil, der Beginn von »On the 43 to the Terminus« stattet den Sprechenden mit einer lokalen englischen Identität aus, die einem herkömmlichen Verständnis des Migranten als »nomadisch« widersteht:

Es ist Manchester-Wetter in Malta.
Der wackelige Bus, voll gepackt mit Touristen,
donnert auf Valletta zu.
Direkt über dem Fahrer steht geschrieben,
»Denk an Gott«, und als er um diese letzte Ecke raste,
taten wir das auch

Der Gebrauch von »Manchester« in der ersten Zeile des Gedichts umrahmt und positioniert die Identität des Sprechenden. Zugleich verhindert er eine Interpretation der Szenerie als fremd und exotisch. Falls das Gedicht eine »Pilgerfahrt« beschreibt, so ist diese eher eine profane als eine geheiligte Reise (beachten Sie die Blasphemie in den Zeilen 5 und 6). Um das Gedicht zu verstehen, muss das Lesepublikum einige regionale und nationale Zuordnungen vornehmen. Das Verständnis setzt die Kenntnis von Nord-

England und seinem nassen Klima voraus. Darüber hinaus reproduziert der Hinweis auf das Klima einen weiterführenden Diskurs der ›Englishness‹, in dem das Wetter ein Thema in ritualisierten Konversationen darstellt. »On the 43 to the Terminus« konzentriert sich nicht auf den Abfahrtsort oder das Ziel, sondern auf die Fahrt selbst. Der »Terminus« bleibt im Gedicht unsichtbar. Das Gedicht setzt sich vor allem mit dem Reisen auseinander. Dennoch, jede Vorstellung eines Höhenfluges wird gedämpft, durch die Darstellung des gewöhnlichen alltäglichen Tourismus.

Durch unser gemeinsames Atmen
haben sich die Scheiben beschlagen.
Immer wieder schlafe ich ein und
Wenn ich wieder aufwache, weiß ich
aus irgendeinem Grund ganz genau
über was die Deutschen hinter mir sprechen.
Ich kann mich gerade noch zurückhalten
sie in meinem Manchester-Englisch anzusprechen.
(14)

Die Kondensation auf den Fenstern, ein Resultat der Bedingungen in dem überfüllten Bus und des Wetters, bedeutet, dass die vorbeiziehende maltesische Landschaft im Gedicht unsichtbar und unangesprochen bleibt. Der Protagonist weigert sich, das Landschaftsbild zu ästhetisieren oder zu kommentieren. Er scheint unbewegt und unmotiviert durch die Reise in ein fernes Land, während der er immer einschläft und aufwacht. Das Gedicht sagt nichts aus über Malta oder über die Erfahrung der Ortsveränderung. Im Gegenteil, das Gedicht vermittelt ein Gefühl der »Englishness«, von der es sich eigentlich abkehren sollte.

In vielerlei Hinsicht beschreibt »On the 43 to the Terminus« eine provinzielle ›englische‹ Reise. Das Gedicht offenbart ein Misstrauen gegenüber fremdländischen Fahrern und schildert dann eine Begegnung mit deutschen Touristen. Es wiederholt einige Bestandteile des abgedroschenen Klischees vom britischen Touristen. Zugleich bleibt das Verhältnis des Protagonisten zu den Deutschen widersprüchlich. Sowohl die Konversation der Deutschen als auch die Reaktion des Protagonisten darauf werden zwar erwähnt, aber nicht wiedergegeben. Worüber sprechen die Deutschen? Was wollte der Protagonist ihnen sagen und warum wollte er, dass sie seinen Manchester-Akzent hören? Wenn sich der Protagonist mit seiner nordenglischen Herkunft nicht wohlfühlt, warum spricht er dann hier, an dieser Stelle des Gedichts darüber? Sind die Deutschen Rassisten? Oder offenbart der Protagonist selbst eine gewisse »englische« Xenophobie? All diese Fragen werden hervorgerufen, aber im Gedicht nicht beantwortet. Dennoch evozieren diese Fragen eine alternative Sichtweise vom reisenden Migranten. Malta ist nicht nur ein Begegnungsort der Diaspora

zwischen Ost und West, es ist zugleich ein beliebtes Ziel provinzieller britischer Pauschaltouristen. Mit seiner englischen Küche und seinen roten Telefonzellen, stellt Malta ein Reiseziel dar, das sich sehr stark von den Zielen in Naipauls und Rushdies Schilderungen des unabhängigen Reisens unterscheidet. Tatsächlich schafft Latifs Reisebeschreibung eine faszinierend langweilige und konservative Atmosphäre, indem er Beschreibungen von Valettas reicher Kultur durch einen Bericht über eine Fahrt in einem überfüllten Touristenbus ersetzt, während der der Sprecher immer wieder in den Schlaf gleitet. Dies ist keine Kritik an einem vulgären Migrantentourismus. Im Gegenteil, es ist genau diese Schlichtheit der Reise, die die Neuheit und Unverwechselbarkeit dieser Literatur gegenüber den eher elitären, »kultivierten« Höhenflügen Rushdies oder Naipauls ausmacht.

Wie Latifs Malta, zeigt Jackie Kays Gedicht »Sassenachs« eine Spannung auf, zwischen vielgereisten, großstädtischen MigrantInnen (jene Kategorie des gebildeten Reisenden, die die Sprecherin vergeblich versucht, nachzuahmen) und den bodenständigen Angehörigen der Arbeiterklasse, für die Reisen ein seltenes Ereignis ist. Der Migrationshintergrund der Autorin ist in diesem Zusammenhang relevant: Kay wurde 1961 in Edinburgh geboren, als Tochter einer schottischen Mutter und eines nigerianischen Vaters. Nach ihrer Geburt wurde sie von einem weißen Ehepaar aus der Arbeiterklasse adoptiert und wuchs in Glasgow auf. Der Titel des Gedichtes »Sassenachs«, ist ein Wort, das hauptsächlich von Schotten gebraucht wird, um Engländer zu kennzeichnen. Es kommt von dem gälischen Wort *Sasunnach*, das »Sachse« (Saxon) bedeutet. Schotten benutzen es heute normalerweise als scherzhafte, freundliche »Beschimpfung«. Das Gedicht beschreibt die Zugfahrt zweier junger Mädchen von Glasgow nach London.

Ich und meine beste Freundin (na ja, sie war es bis vor einer Minute) sind unterwegs nach London.
Erste Reise in einem InterCity alleine.
Als wir einstiegen waren wir gleich.
Unruhig rutschten wir auf unseren Sitzen hin und her
Wir starteten jeden an. Aber dann,
erinnerte ich mich daran: Ich war dafür bestimmt, was
besseres zu sein.

»Sassenachs« beschreibt einen ersten Ausflug in die Hauptstadt und ermuntert uns dazu, uns mit der ironischen Situation einer Sprecherin auseinanderzusetzen, die zwar ein Kind der afrikanischen Diaspora ist, die aber, ebenso wie ihre Freundin Jenny, noch nie »irgendwo gewesen« ist. – Gleichgültig ob die Figuren aufgeregt in ihren Sitzen hin und herrutschen, laut schreien und singen innerhalb des begrenzten Raums des Zugabteils, ob sie Eier-Sandwiches essen und »Irn

Bru« dazu trinken – das Gedicht regt uns dazu an, uns mit einer Reisebeschreibung zu beschäftigen, die auf spielerische, widerspenstige Weise »unkultiviert« ist:

Als Jenny zu schreien beginnt
»Sieh mal, das Land wird schon flacher«,
als wir gerade einmal außerhalb Glasgows waren
(Motherwell, um genau zu sein)
fühle ich, wie mir die Röte ins Gesicht steigt.
Oder noch schlimmer, im Sassenach-Land:
›Wey Hey Hey.« Die Tartan Mütze stolz auf ihrem
Kopf;
der Tartan-Schal schwingend wie ein Schwanz;
die Nase ans Fenster gepresst.
›England ist gar nicht so schön, nicht wahr?‹
Obwohl wir noch nicht einmal die Grenze überquert
haben.

Die mangelhafte Selbstinszenierung der Sprecherin als kultivierte Reisende (die in den letzten Zeilen zum Kippen gebracht wird, wenn ihre Freundin in Lachen ausbricht, als sie in Euston Station einen Sassenach identifiziert) verrät letztendlich die Unschuld ihrer Reise.

Die fehlerhafte Deutung der Geographie, bei der die Vororte von Glasgow fälschlicherweise für England gehalten werden, offenbart wie sehr das Leben der Protagonistinnen auf diese Stadt beschränkt war. Sogar Motherwell ist eine fremdartige Landschaft für Jenny. Dennoch evoziert das Gedicht eine Grenzüberschreitung, auch wenn die Grenze falsch lokalisiert wird.

Im Gegensatz zu den nationalen Grenzen, die der Höhenflug überwindet, ist diese Grenze intern und scheint schwieriger erkennbar zu sein. Jennys krauser Verstand lässt aus Schottland England werden. Wenn man sich jedoch an die Geschichte der Kolonisierung Schottlands durch England erinnert, dann erscheint ihr Fehler durchaus nachvollziehbar. Das Gedicht signalisiert eine Spannung – nicht zwischen der Migrantin als Außenseiterin und der britischen Landschaft – sondern zwischen der schwarzen schottischen Protagonistin und dem englischen Süden, auf den sie sich zu bewegt. Das Gedicht beschäftigt sich nicht mit staatlichen, sondern mit regionalen, nationalen Unterschieden und lenkt dadurch die Aufmerksamkeit auf die ‚Unebenheit‘ der britischen Landschaft. Natürlich ist das Gedicht sehr respektlos im Bezug auf diese Unebenheit und die Mädchen stellen nichts als Dissens gegenüber der Metropole Großbritanniens zur Schau. Während ihrer Reise wird das Zentrum zu einem fremdländischen, exotischen Ort. Die Suche nach Sassenachs erinnert auf ironische Weise an die Suche nach dem fremden Eingeborenen in der imperialistischen Abenteuererzählung. In »Sassenachs« erweisen sich das weiße London und England als das exotische Andere:

Schließlich kommen wir an: London, Euston
Und die allererste Person auf dem Bahnsteig
Wird gefragt – Sind Sie ein echter Sassenach?
Ich möchte sterben, aber stattdessen sage ich: ›Jenny‹.
Er erwidert auf diese englische Art –
›Entschuldigen Sie?‹ und Jenny schreit
›Hast du diese Stimme gehört?‹
Und wir sterben beide vor Lachen und
halten uns den Bauch auf Euston Station

Die komische Verunglimpfung – ›Sassenachs‹ – kehrt eine charakteristische Konvention in Kays Lyrik um, die häufig als Herausforderung der Taxonomie des Schwarzseins wirkt.

Gedichte wie »So you Think I am a Mule?« und »In my Country« beschreiben schwarze Sprecher als stigmatisiert und fälschlich identifiziert als Fremde oder Außenseiter, Diskriminierungen, die in den Gedichten kritisiert werden. Indem Kay diese Konvention umkehrt, vermeidet sie es, den Text zu einem Bericht über eine Reise zweier provinzieller schottischer Mädchen zu reduzieren. »Sassenachs« zeigt die Provinzialisierung der Englishness, die sich in diesem Gedicht nicht mehr als transzendentes oder universelles Merkmal der Britishness präsentieren kann, sondern gezwungen wird, sich als different wahrzunehmen.

Dieser Prozess der Provinzialisierung Englands steht auch im Mittelpunkt zweier neuerer britisch-asiatischer Filme, die auf plastische Weise jene dezentralisierte MigrantInnenidentität veranschaulichen, die bereits in der Lyrik erkennbar war. *Bhaji on the Beach* wurde von der indischen Romanautorin und Schauspielerin Meera Syal geschrieben. Der Film erzählt die Geschichte eines Tagesausflugs südasiatischer Frauen von den Vororten Birmingham zu dem Arbeiterklasse-Seebad Blackpool. Er führt uns auf eine umständliche Reise mit dem Minibus, auf die Autobahn, an einer Tankstelle vorbei, einen Abhang hinunter in den Norden Englands, auf einen Ausflug der von der Punjabi-Version von Cliff Richards ›Summer Holiday‹ begleitet wird. Wie »Sassenachs« und »On the 43 to the Terminus«, bringt *Bhaji on the Beach* eine unbedeutende, provinzielle englische Reise zur Wirkung, die sich deutlich von den typischen kosmopolitischen transnationalen Reiserouten der MigrantInnenliteratur unterscheidet.

Währenddessen konzentriert sich *East is East* auf eine pakistanische Familie, die Khans, die in den 1970er Jahren in Salford, Manchester eine Imbissbude betreibt. Dieses rein weiße Gebiet wird kontrastiert mit der nahe gelegenen Stadt Bradford, in die die Familie in einem alten geliehenen Lieferwagen fährt. Die städtischen Gebiete von Bradford und Manchester werden getrennt durch die öde Landschaft der Pennine Hügel. Die wellige grüne Weidelandchaft mit

ihren trockenen Steinmauern, die von den Khans durchquert wird, erscheint wie eine andere Welt, im Vergleich zu den Rot- und Grautönen der Reihenhäuser im industriellen Manchester. Der Film beginnt mit einem Blick aus der Vogelperspektive auf diese Reihenhäuser, eine eindeutige Hommage an die populäre Familienserie *Coronation Street*. Das Gefühl der fernen Welt, das mit der Reise in Verbindung gebracht wird, wird auf komische Weise hervorgehoben durch ein demoliertes Straßenschild, das an der Grenze zu Bradford erscheint: »Welcome to Bradistan«.

Im Bus nach Bradford werden die symbolischen Implikationen der lokalen Landschaft in den Vordergrund gerückt, wenn Ella auf ein regionales Wahrzeichen hinweist. »Sie haben den Film *The Dambusters* hier gedreht«, sagt sie, und zeigt auf den Derwent Valley Damm, über den Guy Gibson mit seiner 617. Schwadron geflogen war. Ellas Hinweis auf einen klassischen Mythos aus dem 2. Weltkrieg, der »geschaffen wurde, um die Stimmung zwischen Korea und Suez zu heben« (vii), wird entkräftet durch Meenahs Reaktion: »Das sagst du jedes Mal, wenn wir nach Bradford kommen«. Meenahs abwertende Erwiderung reduziert ein hochtrabendes nationales Symbol zu einem gewöhnlichen Ort, an dem man während einer langweiligen Routinefahrt auf einer Landstraße zu einem provinziellen multikulturellen Zentrum vorbeifährt.

Die verschiedenen Variationen des ›Tiefzugs‹, die ich in meinem Vortrag interpretiere, stellen Migration als lokale Erfahrung in den Vordergrund. Zugleich präsentieren sie das Vereinigte Königreich als ehemalige globale Macht, die dazu gezwungen ist, sich – um Andrea Levys Formulierung aufzugreifen – als kleine Insel (Small Island) am Rande Europas zu erkennen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass einige schwarze britische AutorInnen in den letzten Jahren die Schauplätze ihrer Texte außerhalb von London oder gar außerhalb von Großbritannien verlegt haben, um eine erweiterte, pan-europäische MigrantInnenperspektive zu entwickeln. Caryl Philips *The European Tribe* (1987), ist eine Reisebeschreibung, die die Reise der Autorin durch Spanien, Frankreich, Venedig, Amsterdam, Irland, Deutschland, Polen, Norwegen und die ehemalige Sowjetunion dokumentiert. Mike Phillips' schwarze britische Kriminalgeschichte spielt in Prag und Osteuropa. Hari Kunzrus *Transmission* (2004) präsentiert eine dystopische Vision von Brüssel und der Festung Europa, wo Migration durch das Internet polizeilich kontrolliert wird. Zadie Smiths' vielschichtiger Roman *White Teeth* (2000) spielt teilweise in einem vom Krieg zerrissenen Europa. Einer der neuesten Texte, Bernardine Evaristos *Soul Tourists* (2005), beschreibt die Fahrt der derben nordischen Bardame Jessie O'Donnell und des verklemmten Londoners Stanley Williams in einem rostigen Lada Niva.

Soul Tourists schreibt die europäische Geschichte aus einer schwarzen europäischen Perspektive um. Puschkins äthiopischer Großvater, der farbige Alessandro de' Medici von Florenz und der schwarze Liebhaber der Ehefrau Ludwigs des XIV werden zum Leben erweckt. Diese sehr unterschiedlichen Texte deuten vielleicht auf eine relativ neue europäische Ausrichtung in der britischen MigrantInnenliteratur. Es bleibt zu hoffen, dass sie in Zukunft Teil einer fortgesetzten phantasiervollen Auseinandersetzung mit Europa werden.

Übersetzt von Sabine Fischer

Wie explosiv sind Bücher?

Literatur und Migration in Frankreich

Die Brisanz der Bücher, meine Damen und Herren: Ich muß zugeben, daß ich mich beim Nachdenken über das mir gestellte Thema schwer getan habe mit dieser Brisanz, als ich meinen unbeholfenen Blick auf das gelenkt habe, was Fritz Peter Kirsch das »kulturelle Nomadentum« nennt, eine französischsprachige Textproduktion aus Arbeitsmigration und Exil. Mir scheint weder der in einen imaginären »Norden« projizierte Entwurf einer Gegengesellschaft eines Mohammed Dib noch, in letzter Konsequenz, dieser oder jener wütende Ruf der mittlerweile vierten Generation von *beurs*, der in Frankreich geborenen Franzosen maghrebischer Herkunft, im *rap* das eigentlich Brisante. Brisant sind, wie uns der November des vergangenen Jahres gezeigt hat, schwierige soziale Verhältnisse, brisant sind die Ergebnisse einer mehr oder minder mißlungenen Einwanderungspolitik, die allerdings, und hier versuche ich, das Thema nicht zu verfehlen, in literarischem Ausdruck ihren Widerhall finden, Stimme bekommen, zumal, und hier scheint schon ein großer Unterschied etwa zu Deutschland und hierzulande entstehender Literatur von Nicht-Deutschen auf, jeder textende *beur* und die eine gewisse Gruppe maghrebischer Autoren dies in der Sprache Voltaires, wenn auch ein wenig anders und oft nicht ganz so elegant, meist ganz natürlich tut. Denn Französisch ist für jene und für diese, wenn nicht immer ganz muttersprachlicher Ausdruck, so doch kulturelle Referenz und manchmal auch Reverenz, und immer auch implizite oder gewollte Stellungnahme zur französischen Mutter und ihrer Sprache, der *Marianne*. Ein Ausblick auf das Thema »Literatur und Migration in Frankreich« muß also, und dies möchte ich in den nächsten Minuten versuchen, mehr tun als Namen und Werke interpretierend aneinanderreihen, zumal meine Kompetenz in diesem Bereich beschränkt ist. Das Thema hat aus meiner Sicht zunächst eine geschichtliche Dimension, die Geschichte der Einwanderung in Frankreich. Das Thema hat eine sprachliche Dimension, die *francophonie* heißt und geographisch über das *hexagone*, das Sechseck, hinausgeht, als das sich gerne, die schönen, von Flandern bis zur Mittelmeerkultur herabführenden Formen des Landes nachzeichnend, unser Nachbarland beschreibt, es hat eine soziale und sozialpolitische Dimension, die man an der Lage der Vorstädte, der *banlieux*, abzulesen versuchen kann, und es hat eine Dimension der Staatsraison, in der spezifisch französischen Art begründet, wie das *être français*, die Art, wie man Franzose ist oder zu sein hat, in Abgrenzung zu kommunautären Entwürfen, seit der Französischer Revolution und der III. Republik entwickelt worden ist.

Ich möchte mich meinem Thema also von drei Seiten nähern. In einem ersten Versuch zeichne ich die wichtigsten Linien der Einwanderung in Frankreich im 20. Jahrhundert nach. Eine Beschreibung der urbanen

Realität und der wohnlichen Verhältnisse soll dabei ebenso erfolgen wie ein Exkurs zu den jüngsten Ereignissen in den *banlieux* und dem, was man daraus zur Migrationslage in unserem Nachbarland gesagt und vor allem geschrieben hat.

Ein zweiter Schritt soll die aktuelle Debatte um das republikanische Modell und den zentralen Begriff der *laïcité* ein wenig nachvollziehen, ohne den man Frankreich nicht versteht. Unvermeidlich sind dabei auch einige Bemerkungen zur Religion, insbesondere zum Islam, wie er sich in Frankreich darstellt.

Drittens schließlich möchte ich auf einige literarische Phänomene eingehen, wie sie die 50 Jahre Arbeitsmigration und ihre Folgen und wie sie das Schaffen vor allem maghrebischer Autoren und ihrem Hin- und Her zwischen Paris, und Algier oder Paris und Marokko ausdrücken. Ein kurzer Blick auf die *littérature beure*, das Schreiben von in Frankreich geborenen Autoren maghrebischer Herkunft, sei angefügt.

I. Einwanderungsland Frankreich: Ein Überblick

Frankreichs Einwanderungsgeschichte beginnt nicht erst nach dem 2. Weltkrieg. Die koloniale Vergangenheit des Landes vor allem in Afrika, aber auch in Asien, im Pazifik und in Nordamerika, Grundlage aller frankophonen Räume, eine Vergangenheit, die im Phänomen der kulturellen und politischen *francophonie* ihre aktuelle Fortsetzung, auch in der Literatur, findet, ist ein Grund, aber nicht der einzige für die Präsenz von, so der letzte Zensus, etwa 3,3 Millionen Ausländern in Frankreich, wobei die in Frankreich geborenen Kinder von Migranten mit französischem Paß dabei nicht mitgerechnet sind.

Man kann seit ca. 1830 drei große Einwanderungswellen in Frankreich unterscheiden: In einer ersten Phase kamen zahlreiche Einwanderer aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Viele polnische Familiennamen in den Kohle- und Stahlgebieten Lothringens zeugen davon noch heute. Mit dem Ersten Weltkrieg kamen erste massive Einwanderungsbewegungen aus Nordafrika. Durch Truppenrekrutierungen wurden 173.000 Algerier, 80.000 Tunesier und 43.000 Marokkaner im Mutterland schließlich heimisch, hinzu traten 130.000 Personen, die hier zwischen 1914 und 1918 als Fremdarbeiter eingesetzt waren.

Nach dem Krieg fand ein weiterer Anstieg der Fremdarbeiter aus Nordafrika statt, 1939 zählte man bereits 200.000 Algerier in Frankreich und, 1962, dem Jahr der Unabhängigkeit der drei algerischen *départements*, 330.000. Der seit 1960 zu verzeichnende wirtschaftliche Aufschwung führte, ähnlich wie diesseits des Rheins, dazu, daß von Staats wegen aktiv um Arbeitskräfte, vor allem in Nordafrika, geworben wurde, hauptsächlich für das Baugewerbe, aber auch für die Stahlindustrie und für den Auto-

mobilssektor. Fast alle wurden, nah an den Industriezentren, rund um die Großstädte angesiedelt. Zu den überwiegend muslimischen Einwanderern dieser Jahre (die Rückkehrer ins Mutterland der sog. *pieds noirs*, also von Franzosen, die in den nordafrikanischen Territorien lebten, nicht mitgerechnet) traten vor allem Fremdarbeiter aus Portugal (noch heute hinter den Algeriern die stärkste Landsmannschaft in Frankreich), aus Italien und Spanien, deren Integration, nicht zuletzt dank der katholischen Religionszugehörigkeit und das Leben in den Kirchengemeinden, recht reibungslos verlief, wenngleich auch heute noch nicht immer schöne Witze über die *portugais* kursieren. Diese zweite Phase der fast ausschließlich männlichen Arbeitsmigration durch Anwerbung kam, wie fast überall in Westeuropa, durch einen Anwerbestopp um 1974 zum Ende. Ein wichtiges Phänomen dieser zweiten Phase war die relative Gleichgültigkeit, mit der man der Kultur der Gastarbeiter, um das deutsche Wort zu benutzen, vor allem aus Algerien, Marokko und Tunesien begegnete. Nach dem Motto: »*Tu viens, tu travailles, tu touches et tu t'en vas*« – du kommst, arbeitest, kassierst und gehst wieder weg – war diese Zuwanderung für die damals Zuständigen und in den Köpfen der *français de souche*, der Franzosen ohne Migrationshintergrund, wie man sagen könnte, eine zeitlich begrenzte Sache, ganz wie bei uns. Die meist aus ländlichen Gegenden Nordafrikas stammenden Männer wurden in den sog. *villes nouvelles*, den neuen Städten am Stadtrand angesiedelt, was ja bekanntermaßen noch heute so ist. Zugleich kamen Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre ca. 180.000 sog. *harkis*, Hilfstruppen der französischen Armee, im Mutterland an, deren Blutzoll, wie dies bei Vaterländern so üblich ist, auch Marianne wenig honorierte. Ein weiteres wichtiges Phänomen dieser 2. Phase ist das nicht unerhebliche Engagement der meist gerade unabhängig gewordenen Mutterländer, vor allem im Maghreb, die zwar Frankreichs Sprache wenigstens als zweite Amtssprache übernahmen, doch leider kaum seine demokratischen Traditionen. Hier war die Furcht groß, daß die in Frankreich arbeitenden Staatsangehörigen aus Marokko, Tunesien und Algerien dort Gedankengut aufnahmen, die den jeweiligen Herrschenden und Herrschaftsstrukturen kritisch gegenüberstünden. So gab es seit den 60er Jahren eine ganze Reihe Organisationen, die von den nordafrikanischen Heimatländern der Gastarbeiter zu deren »Hilfe«, besser aber: Überwachung in Frankreich tätig wurden und auch die Anbindung dieser 1. Generation an die Heimat stark bleiben ließ. Diese fortdauernde Anbindung an die alte Heimat charakterisiert bis heute die 1. Generation der *arabes*, wie die Franzosen maghrebischer Herkunft, wenig reflektiert und pauschal, von vielen Franzosen auch heute genannt werden.

Die dritte Phase der jüngsten französischen Ein-

wanderungsgeschichte schließlich beginnt mit der seit 1970 forcierten Familienzusammenführung. Daß man in diesen Jahren akzeptierte, daß mancher männliche Nordafrikaner mehr als nur eine Ehefrau nachkommen ließ, zeugte ebenso sehr von der französischen Unkenntnis der Lebenssituation in Algerien oder Marokko wie es z. B. die Sozialversicherungen vor kaum lösbare Aufgaben stellte.

Mit der Familienzusammenführung änderte sich alles: War die Familie noch jenseits des Mittelmeeres, blieb es für den Gastarbeiter möglich, eine Distanz zwischen seinem gesellschaftlichen und seinem Arbeitsleben, zwischen seiner sekularen und seiner religiösen Sphäre zu halten. Mit der Familie aber wurde die Religion als lebenslenkende Größe in jeder Lebenslage präsent. Und Eltern haben ihren Glauben weiterzugeben. Dieser Tatsache ist, ich komme etwas später darauf zurück, bis heute in der französischen Politik kaum Rechnung getragen worden. Eben weil man im laizistischen Staatskonzept der Religion keinen Platz oder nur zögerlich Platz im öffentlichen Raum gewährt, weil sie Privatsache ist, hat man in Frankreich vielfach Probleme, den ganzheitlichen Anspruch des Islam einzuordnen und letztlich zu begreifen.

Seit dem Ende der 80er Jahre kamen zu den nordafrikanischen vor allem auch türkische Muslime nach Frankreich, insgesamt etwa 400.000, die meist im Osten des Landes und in Paris heimisch wurden. Menschen aus Schwarzafrika machten Ende des 20. Jahrhunderts fast die Hälfte aller Einwanderer aus und ca. 40 % der Asylsuchenden. Die bereits angesprochene Wirtschaftskrise betraf vor allem Zuwanderer, und die allermeisten von ihnen waren Arbeiter. Arbeitslose Eltern blieben zu Hause, und waren, die Französischen oft kaum mächtig, nicht in der Lage, ihren Kindern in der Schule zu helfen. Diese Migrantenkinder, denen wirkliche Anerkennung durch die Gesellschaft, obgleich in Frankreich geboren und Staatsbürger mit allen Rechten und Pflichten, im Grunde nie wirklich zuteil wurde, fanden sich zumeist in den Vorstädten wieder, den sogenannten *cités*, und hatten große Mühe, wirtschaftlich und sozial Anschluß an die französische Mehrheitsgesellschaft zu finden. Auch wenn viele von ihnen durch Selbständigkeit, etwa in der Gastronomie oder im Einzelhandel, Brot und Arbeit gefunden hatten (wer wüßte nicht die Vorzüge des nahezu immer geöffneten *arabe* an der Pariser Straßenecke, trotz gesalzener Preise, zu schätzen!), bleibt die Feststellung einer in der zweiten, dritten und vierten Generation prekären Integrationssituation, die ich am Beispiel der jüngsten Ausschreitungen in den Vorstädten ein wenig näher beleuchten möchte. Doch es sei zuvor noch ein Wort über die äußerst restriktive Einwanderungspolitik der französischen Regierungen seit 1990 gesagt, deren Auswirkungen die aktuellen Diskussionen kennzeichnen. Die berühmte *immigration zéro* von Innenminister Pasqua, die öf-

fentlichen Proteste der *sans-papiers*, der Illegalen, die Geburtsstunde von Bewegungen wie »*touche pas à mon pote*« (»faß' meinen Kumpel nicht an«) oder *SOS racisme*, einer Antirassismusbewegung, dauert bis heute an. Auch wenn das *gouvernement Jospin* 1997 eine große Zahl an Regularisierungen von *sans papiers* erwirkte, wies sie die Verschärfung der Ausländergesetze von 1993 ausdrücklich zurück. Die Regierung Raffarin ihrerseits verschärfte die Bedingungen für legale Einwanderung weiter und bemühte sich um eine strengere Kontrolle der illegalen Einwanderung. Andererseits fand auch in Frankreich die Absicht, Integration gezielt zu fördern, in Sprachkursen und Unterricht zu den Wertvorstellungen der Republik ihren Niederschlag. Die Zahl tatsächlicher Einwanderer nach Frankreich nahm allerdings durch die verschärfte Gesetzgebung ab 1993 stark ab. 1994 betrug die Zahl der Migranten in Frankreich nur ein Zehntel der Migranten in Deutschland. Auch die Zahl der Asylsuchenden ging nach einem Hoch Ende der 80er Jahre zurück; nur die Illegalen, deren Zahl auf ca. 100.000/Jahr geschätzt wird, steigt.

Meine Damen und Herren, dieser kurze Abriss der französischen Einwanderungsgeschichte wird in manchem von Ihnen die Erinnerung an die Bilder und Berichte der jüngsten Ereignisse in unserem Nachbarland, ich meine die *violences en banlieue*, die Gewalt in den Vorstädten, erneut wachgerufen haben. Diese Ereignisse werfen in der Tat eine Reihe von Fragen nach dem tatsächlichen Integrationsstand von Migranten in unserem Nachbarland auf. Ich kann darauf keine definitiven Antworten geben – niemand konnte das in den unzähligen Kommentaren der Krawalle auch in deutschen Medien.

Allgemein wurde aber eine Feststellung gemacht: Die enthusiastische Freude über eine endlich erreichte multikulturelle Gesellschaft aus *black-blanc-beur*, wie sie der Fußballstar Zidane, maghrebischer Herkunft, nach dem unerwarteten Sieg der *bleus*, der französischen Nationalelf, bei der WM im eigenen Land, repräsentierte, schien sich im Chaos aufzulösen, in dem bis zu 300 Problemquartiere um die Großstädte herum im Oktober und November 2005 versanken. Was waren die Ursachen für diese Ereignisse? Geben sie wirklich Auskunft über den Grad der Integration vor allem der maghrebischen, also meist muslimischen »Franzosen mit Migrationshintergrund«, wie es politisch korrekt heißen müßte? Greift das *modèle français* nicht mehr, das besondere Selbstverständnis unserer Nachbarn jenseits des Rheins, das den Menschen durch die Gesinnung, das Bekenntnis zu den republikanischen Werten zum Bürger macht, ungeachtet seiner Rasse oder Religion? Sind die Vorstädte nurmehr von »Gesindel« bevölkert, wie sich Innenminister Sarkozy auszudrücken pflegte? Hat die französische Integrationspolitik versagt? Oder sind es die »ethnisch-religiösen« Dimensionen der Unruhen,

die nun schließlich, wie der Philosoph Alain Finkielkraut in einem vielbeachteten und auch, bis hin zur Gerichtsklage, viel kritisierten Artikel im *Figaro* und in *Le Monde* sagte, die nun aus den Vorstädten hervorbrechend, die französische Gesellschaft einholen und gewissermaßen überrollt haben?

Ich möchte zunächst zwei Stimmen zu diesen Fragen zu Wort kommen lassen. In einem 1995 erschienen Buch heißt es: »Wenn zu vielen Jugendlichen nur die Arbeitslosigkeit oder kleine Praktika nach ungewissen Studien in Aussicht gestellt werden, werden diese am Ende revoltieren. Noch versucht der Staat die Ordnung aufrecht zu erhalten und mit der sozialen Abfederung der Arbeitslosigkeit das Schlimmste zu verhindern. Falls sich die sozialen Beziehungen aber verhärteten, kann die Ordnung aus den Fugen geraten.« Hier schreibt kein anderer als Jacques Chirac in seinem Buch »*La France pour tous*«, Frankreich für alle. Man könnte dies fast als Kommentar zu den von vielen Beobachtern als eigentlichem Grund für die Krawalle ausgemachten sozialen Gegensätzen in Frankreich lesen, die dort bei weitem stärker sind als in Deutschland und die natürlich gerade auch Migranten und ihre in Frankreich geborenen Kinder, vor allem aus dem Maghreb und aus Schwarzafrika, betreffen.

Die zweite Aussage stammt von Médine, einem 22jährigen Rapper aus Le Havre, dessen letzte Platte den Titel »*Jihad – der größte Kampf ist der mit dir selbst*« trägt. Im »*Time-Magazine*« vom 14. November 2005 sagt er, ich zitiere: »Diejenigen, die in Gegendern leben wie dort, wo die Krawalle der vergangenen Woche stattfanden, wurden als Bürger zweiter Klasse betrachtet. Wir haben weniger Zugang zu den Rechten und Dienstleistungen der Republik, die Schulen sind heruntergekommen, Arbeitsstellen sind nicht vorhanden«. Und weiter: »Aber ich wurde in Frankreich geboren und bin hier aufgewachsen. Ich bin von Geburt an französischer Bürger. Wieviel mehr »Franzose« kann ich denn noch sein? Und da gibt es viele so wie mich, nicht nur Muslime, sondern Schwarze und Asiaten. ... Ich bin Franzose, ich bin Muslim, und Millionen sind wie ich. **Wir leben hier und gehen nicht anderswo hin. Also laßt uns uns dran gewöhnen.**«

Diese beiden Zitate, so nebeneinander gestellt, sagen aus meiner Sicht viel aus, nicht nur über die französische Lage, sondern über ethnische Differenzierungen insgesamt in einer von Migration geprägten europäischen Gesellschaft, der es insgesamt um die Frage ihres langfristigen sozialen Zusammenhalts geht. Was der Staatspräsident zu sozialen Gegensätzen aussprach, gilt leider für viele europäische Staaten, im Zeichen immer schwieriger zu finanzierender Sozialtransfers. In diesem Sinne wurde auch, zu recht wie ich meine, vor allem die soziale Problematik unterstrichen, die den französischen Krawallen zugrundelag. Interessant in diesem Zusammenhang ist der Umstand, daß in manchen *banlieues*, in denen ganze

Parallelwirtschaften kontrollierende Bandenchefs, die sogenannten *kaïds*, das Sagen haben, keine Autos brannten, weil wirtschaftliche Interessen davon stark berührt worden wären – hier scheint eine neue Form von Ordnungskraft auf, die das Gewaltmonopol des Staates in Frage stellt, so wie an anderer Stelle auch das couragierte Eingreifen von Imamen oft Schlimmeres zu vermeiden half.

Médine, der Rappeur aus Le Havre, spricht aus, was im Grunde einer zutiefst laizistischen Einstellung entspricht, nach der es in den Augen des Staates gleichgültig ist, was für eine Religion jemand hat. Franzose und Muslim sind natürlich keine Gegensätze – interessant aber und bedenklich ist, daß viele Muslime augenscheinlich den Eindruck haben, manchmal leider haben müssen, daß dies aber gerade eben nicht gehe, und daß auf der anderen Seite Christen – ja, darf man noch von Christen sprechen? Sagen wir: Menschen aus einem christlich geprägtem Kulturraum – im Islam einen Grund für die brennende Autos und Gewalt in den Vorstädten zu sehen glaubten und glauben.

II. Eine laizistische Republik

Bevor ich anhand einiger Wahrnehmungen und Kommentare der Krawalle in den Vorstädten auf eine, wie mir scheint, sich bestätigende Schiefelage des traditionellen Identitätsdiskurses in Frankreich näher eingehen, möchte ich kurz das Grundverständnis der französischen laizistischen Republik nachzeichnen, das seit der 3. Republik, vor allem aber seit der Trennung von Staat und Kirche 1905, die vergangenes Jahr mit einer in Frankreich üblichen und in deutschen Augen meist diskursiv und symbolisch ungeheuer überladenen 100Jahrfeier gewürdigt wurde, das *modèle français* ausmacht und manche Franzosen in der Überzeugung hält, im besten aller Staaten zu leben und weiter die Speerspitze des Fortschritts zu bilden.

Ich möchte bei dieser kurzen Beschreibung der *laïcité* in Frankreich dem Historiker Jean Baubérot folgen, der den Lehrstuhl für Geschichte und Soziologie der *laïcité* an der Ecole pratique des hautes études zu Paris hält. Der erste Schritt zur *république laïque* fand natürlich mit der Französischen Revolution 1789 statt. An deren Ende steht das, was man *laïcisation* nennen kann: eine institutionelle Fragmentarisierung, die der Sonderstellung der Religion Konkurrenz macht – mit Gründung der Universität 1806 etwa, nach republikanischem Muster, so wie Napoléon auch die *Ecole Normale Supérieure* gründen ließ, begann ein Prozeß kultureller Realitäten jenseits des Religiösen, aber auch eine in Frankreich heute noch spürbare Zivilreligion, deren Göttin nach 1791 Vernunft hieß. Diese kulturelle Unabhängigkeit, natürlich in der Aufklärung vorbereitet, gibt sozialen Verhaltensweisen Sinn, jen-

seits religiöser Begründungen. Die Revolution verkündet explizit die Glaubensfreiheit; damit wird Glaubenspluralismus möglich. An ihrem Ende steht weiterhin eine Anerkennung der sozialen Legitimität von Religion, die eine Sozialisationsinstitution bleibt, eine vom Staat anerkannte, geschützte und überwachte öffentliche Leistung erbringt.

Der zweite Schritt hin zur *laïcisation* endet mit einer formellen Gleichheit der Glaubensformen, alle aber getrennt vom Staat. Die Einrichtung der obligatorischen, gegenüber Kirche und Religion neutralen *école laïque* 1886 und schließlich die bereits genannte Trennung beendet das System der anerkannten Glaubensformen. Im Gesetz heißt es: »Die Republik sichert die Gewissensfreiheit. Sie garantiert freie Religionsausübung, aber anerkennt, bezahlt und unterstützt keine einzelne Religion«. Dies ist, stark zusammengefaßt, der historische Hintergrund für Artikel 2 der französischen Verfassung von 1958, also der 5. und aktuellen Republik: »La France est une République indivisible, laïque, démocratique et sociale.« Warum ist diese Selbstbeschreibung Frankreichs für Fragen der Integration so wichtig? Nun, dadurch, daß die Nation als Nation-Etat politisch-juristisch und nicht ethnisch (sprachlich-rassisch oder kulturell) und schon gar nicht religiös definiert wird, gibt die *République* auch allen Einwanderern ein Modell vor, zu dessen Gunsten im Grunde auf alle kulturellen Besonderheiten, die mit der Herkunft zu tun haben, verzichtet werden muß; wenigstens werden diese in die reine Privatsphäre, wie etwa alles Religiöse, relegiert. Vor allem in der Schule hat sich in Frankreich, im aggressiven Kampf etwa gegen Regionalsprachen wie das Bretonische oder die *langue d'oc*, das Provençalische, ein jakobinisches Assimilationsmodell zunächst durchgesetzt, das, wie Johannes Thomas schreibt, »im Innern mit der Unterdrückung aller partikularen Identitätsmomente historischer, sprachlicher und kultureller Natur zugunsten des Einheitsstaats seine Uniformisierungsaufgabe weitgehend erfüllt« hat. Und hier stoßen wir meiner Ansicht nach auf einen Grundwiderspruch in Frankreich, den die genannten Krawalle einmal mehr aufgedeckt haben: Die größte Gruppe der Migranten, Maghrebener und vor allem *beurs*, verfehlen offenbar in der einheitsstiftenden Schule genau den Weg in dieses Selbstverständnis. Die sozialen Gräben, die gerade Großstädte wie Paris kennzeichnen, und die ungleich tiefer sind als in einem Land noch immer funktionierender sozialer Mobilität wie in Deutschland, tun ihr übriges und ein mancherorts latenter Rassismus, ohne den die jeder republikanischen Moral widersprechende Betrachtung von Menschen nach der Hautfarbe gar nicht entstände. Dem steht, denken wir an unseren Rappeur, der *Versuch* der sicherlich allermeisten jugendlichen Migranten oder Franzosen mit Migrationshintergrund (man spürt an diesen Stellen, wie absurd manche Formulierung wird, wenn

sie nach political correctness strebt), der Versuch also gegenüber, sich zu assimilieren, ein Teil dieser Gesellschaft zu sein. Was aber bietet diese Gesellschaft? Definiert sie sich wirklich noch wie eben beschrieben und vor allem, lebt sie diese Definition? Jean Baudrillard, ein auch über die Grenzen Frankreichs bekannter Soziologe, kommentierte in einem bissigen Beitrag in *Libération* am 18. November 2005 die Krawalle im Blick auf ein viel breiteres Phänomen. Zitieren wir ihn: »Die unannehmbare Wahrheit lautet: wir integrieren nicht einmal mehr unsere eigenen Werte.« Baudrillard spricht sogar von einer »définition introuvable de la France« – weit entfernt von der Selbstsicherheit republikanischer Selbstbestimmung, wie sie z. B. aus dem Munde des Staatspräsidenten bei einer medial vermittelten Diskussion mit französischen Jugendlichen vor dem Verfassungsreferendum kamen. Worthülsen? Ich glaube, drei Feststellungen charakterisieren Frankreich wie auch andere europäische Gesellschaften am Anfang des 20. Jahrhunderts und machen Integration, wenn sie als Wertedebatte geführt wird, so schwierig: Die französische Gesellschaft hat sich zunehmend desinstitutionalisiert – gegenüber den staatlichen Institutionen ist eine Konsumentenhaltung an die Stelle einer Bürgerhaltung getreten. Sie drückt sich aus im »Recht auf ...«. Zweitens ist das Ideal der Pflichten und Normen gegenüber der Republik einem Ideal der Selbstverwirklichung gewichen, das moralisch verpflichtend wird. Massenkonsum und immer weiter standardisierte Verhaltensmuster, wenngleich als individuell oder exklusiv beschrieben, führen dazu, vor allem wenn die sozialen Verhältnisse, wie in den *banlieues*, kaum Partizipation bieten, daß Gruppenidentitäten, auch religiös-fundamentalistischer Provenienz, attraktiv werden. Drittens schließlich ist der religiöse Faktor eben doch nicht auf das rein Private beschränkbar, ist für viele Motor auch öffentlichen Handelns. Daß dies in einem pluralen, sehr diffusen Ineinander von kirchen- und generell institutionenfernen Formen religiösen oder auch nur symbolischen Verhaltensweisen seinen Ausdruck findet, macht jeden Durchblick dabei um so schwerer. Man muß also der Analyse von Andreas Merx von der Böll-Stiftung recht geben, der angesichts der Krawalle feststellt: »Die französische Integrationspolitik als Politik der individuellen Gleichstellung war aus diesem Selbstverständnis heraus lange Zeit gewissermaßen »farbenblind« gegenüber den ethnisch-kulturellen Konfliktlinien und begünstigte somit eine Tabuisierung der zunehmenden Probleme. Sie beinhaltet implizit einen ethnozentrischen Assimilationsgedanken, eine explizite Gleichstellungspolitik für die besonderen Problemlagen der ethnisch-kulturellen Bevölkerungsgruppen fehlte oft. Eine spezifische Form der Anerkennung der Identitäten der postkolonialen Franzosen fand meist kaum statt.« Da liegt auf der Hand, daß eben in Clichy-sous-Bois oder in Gonesse das Versprechen von »liberté, égalité, fra-

ternité« anders klingt als im Pariser VII. oder XVI. Arrondissement oder in Neuilly-sur-Seine, dem Wohnort von Nicolas Sarkozy. Angesichts dieser Lage wundert es dann auch nicht, daß dies die beiden häufigsten Wörter im rap sind: »Respekt«, der eingefordert wird, und *haine*, Haß, der sich einen Weg bricht.

Am Ende dieses zweiten Teils meines Beitrags möchte ich noch einige Worte zum Islam in Frankreich sagen, wobei bereits die Rede war vom möglichen Konflikt zwischen islamischen Traditionen und republikanischen Werten. Ich glaube, daß man, wie auch für Deutschland, mit dem Blick auf unseren Nachbarn beruhigt feststellen kann, daß die allermeisten Muslime eine auf den privaten Raum beschränkte Religion befürworten; jedenfalls erklären dies seit Ende der 80er Jahre kontinuierlich 90% der Muslime. Dagegen ist bei vielen französischen Intellektuellen, vor allem bei kämpferischen Verfechtern der *laïcité*, der Trend zu beobachten, daß man wenig Gedanken an die Frage verschwendet, ob die im Namen der Laizität verteidigte Werte und Lebensgewohnheiten wirklich so universal sind, wie es die Tradition und mancher Diskurs behaupten. Andererseits scheint gerade an dieser Schnittstelle die schwierige Grenzziehung auf, die zwischen dem auf empirischer Beobachtung beruhenden Zweifel an der universellen Gültigkeit von Wertvorstellungen und einem für nahezu jeden »Abendländer«, wenn Sie mir dieses Wort hier verzeihen, inakzeptablen Verhalten wie etwa der Frauenbeschneidung, von Schwarzafricanern, in Frankreich wie auch in Deutschland nachgewiesenermaßen vorgenommen, besteht. 1999 wurde in Frankreich zum ersten Mal eine Klitorisbeschneiderin zu einer hohen Gefängnisstrafe verurteilt. Ich kann in diesem Handeln der Republik nur Positives finden.

III. Die Literatur

Et la littérature? Werden manche den nun auf Geschichte und Politik insistierenden Referenten fragen. *Eh! bien*, die Literatur ist alldem natürlich nicht fremd. Sie greift seit Beginn der Arbeitsmigration und der Exilerfahrung vieler Schriftsteller die beschriebenen Phänomene auf, gestaltet sie, macht sich zum Sprachrohr vielfältiger Migrationserfahrungen. »Der Einwanderer«, schreibt Tahar Ben Jelloun 1984 in *Hospitalité française*, »ist jener, der sich die Hände schmutzig macht, der mit seinem Körper arbeitet und ihn der Gefahr, dem Unfall und der Zurückweisung aussetzt«. Diese Beschreibung der Fremdarbeitergeneration aus dem Maghreb spiegelt die Lebenssituation und das Lebensgefühl dieser Menschen wieder; aber es ist hier einer der wichtigsten Vertreter der französischsprachigen Literatur des Maghreb, der sich über die innerfranzösische Lage der Migranten äußert. Dies soll auf zunächst einen entscheidenden

Unterschied in der frankophonen Literaturproduktion hinweisen. Seit den 50er Jahren prägt einerseits eine Maghreb-Literatur in französischer Sprache Marokko, Algerien und Tunesien und wird auch in Frankreich intensiv rezipiert. Autoren wie eben der 1944 in Fes geborene und auch in Deutschland sehr bekannte Tahar Ben Jelloun, wie die ebenso bekannte Assia Djebar, wie Jean Amrouches und Mohammed Dib und wie vor allem Yacine Kateb, der bekannteste der Maghreb-Dichter, beschäftigen sich, aus der Erfahrung postkolonialer Wirklichkeit heraus mit der Vergewisserung der eigenen Identität. An der Schnittstelle der arabisch-muslimischen und Berberkultur einerseits und einem francophonen, auf Rezeption im Pariser Kulturbetrieb gerichteten und an Frankreich weiter orientierten Selbstbewusstsein entstehen Werke mit stark autobiographischen Bezügen. Ich möchte jedoch in den Mittelpunkt meiner Betrachtungen nicht die Maghreb-Literatur stellen, deren Komplexität und von Land zu Land jeweils unterschiedliche Orientierung einer eigenen Untersuchung und anderer Ausgangsfragen bedürften.

Die Entwicklung der Einwanderung in Frankreich stellt vielmehr die Frage, und nun komme ich endlich auf die Brisanz der Bücher zurück, nach der literarischen Gestaltung der Lebenserfahrungen, die sich auch in den zuvor beschriebenen Krawallen und ihren Hintergründen ausdrückt. Seit Anfang der 80er Jahre ist in Frankreich eine *littérature beur* entstanden. Diese narrative Ausdrucksform der *beurs*, also der aus der zweiten maghrebinischen Einwanderergeneration hervorgegangenen Franzosen hat sich seit der ersten offiziellen Verwendung des Begriffs *beur* in der Benennung des Pariser *Radio Beur*, das 1981 seinen Sendebetrieb aufnahm, zu einem auch von der Literaturwissenschaft beachteten Teil der französischsprachigen Literatur entwickelt. »*Beur*« ist ein Begriff, der dem Jugendidom *verlan* = *l'envers* entstammt, das vor allem in den Vorstädten genutzt wird. *Verlan* heißt also: *parler à l'envers*, umgekehrt reden, wie etwa *keuf* sich aus *flic*, umgangssprachlich für Polizist und *meuf* aus *femme*, Frau, ergibt. *Beur* ist also *verlan* für *arabe*. Der erste große *Roman beur* ist sicher der 1984 erschienene Erstling von Mehdi Charef mit dem Titel *Le thé au harem d'Archi Ahmed*, im Deutschen »Der Tee im Harem von Archi Ahmed«, der unter dem gleichen Titel auch verfilmt wurde. Andere wichtige Texte aus den Geburtsjahren dieser Literatur sind etwa *Le sourire de Brahim* von Nacer Kettane oder Farida Belghouls *Georgette*. All diesen Romanen ist ein sozialer und historischer Bezug im urbanen Kontext der französischen *banlieux* zueigen. Es handelt sich um eine stadtbezogenen, besser noch: vorstadtbezogene Literatur, und eine Literatur, die mit Fragen kultureller Doppelzugehörigkeit und kultureller Nicht-Zugehörigkeit umgeht.

Ich möchte anhand der bereits 1984 im *Le thé*

au harem d'Archi Ahmed behandelten Thematik verdeutlichen, daß die in den Krawallen 2005 massiv ins Bewußtsein der französischen und europäischen Bevölkerung gedrungene Grundproblematik einer sozial marginalisierten und nach Identität strebenden jungen Bevölkerung vor allem auch maghrebinischer Herkunft in den Vorstädten in Frankreich eine literarische Stimme haben und damit, aus meiner Sicht, ein wichtiger Beitrag zur Auseinandersetzung mit der uns alle in Europa beschäftigenden Integrationsfrage geleistet wird. Mehdi Charef wurde in Algerien geboren, als Sohn eines in Paris lebenden Vaters, lebte mehr als 10 Jahre in einer slumähnlichen Pariser Vorstadt und hat sich seitdem zu einem bekannten Autor und Cineasten entwickelt. Sein erster Roman beschreibt die desillusionierte Situation einer Gruppe Jugendlicher um die Hauptfiguren Madjid und Pat in der Lebenswelt heruntergekommener *cités*, Wohnsilos, im Nordwesten von Paris. Fast ganz im Präsens gehalten, ist der Roman in der Sprache der Jugendlichen verfaßt und läßt den Leser Anteil haben an der Lebenswelt und den Alltagserfahrungen einer marginalisierten Gruppe. Ich möchte dies am Beispiel der Raumerfahrung, wie sie der Roman zeigt, nachzeichnen. Nach Roland Barthes verfügt jeder urbane Raum über einen definitorischen Kern, ein Zentrum, der im Falle von Paris dazu noch das Zentrum des gesamten Landes und aller geographischen Bezüge ist. So werden in Frankreich alle räumlichen Distanzen im Bezug zur Kirche Notre Dame de Paris ausgesagt. Postkoloniale Literaturen, und *Le thé* ist ein klassischer postkolonialer Roman, haben diesen Bezug längst durcheinandergebracht. Für die Jugendlichen im *Thé* ist die *banlieue* Ort sozialer Wirklichkeit, nicht das Zentrum jenseits des *boulevard périphérique*. Die als *banlieusards* bezeichneten Bewohner der Vorstädte haben auch im Roman erschwerte Zugänge zum Bildungssystem: Das *collège technique* im Roman ist Abbild der tatsächlichen Unterschiede im französischen Bildungssystem, trotz der immer wieder beschworenen republikanischen Chancengleichheit, was sich etwa in den zeitgleich in allen Gymnasien Frankreichs stattfindenden Abiturprüfungen ausdrückt. Aber es ist doch etwas anderes, Lehrer oder Schüler im renommierten Gymnasium Henri IV im Quartier Latin zu sein, als im *collège technique* der Vorstadt, das von den Jugendlichen »université du fils-du-pauvre-qui-n'a pas eu de chance«, als »Universität des Sohnes eines Armen, der kein Glück hatte« bezeichnet wird. Der Schule verwiesen, haben die beiden Romanhelden Pat und Medjid keine Chance mehr auf einen Weg in die Mehrheitsgesellschaft, und sie finden sich ausschließlich der Vorstadt und ihren Gesetze gegenüber. Ich möchte diese Eindrücke aus dem Roman mit dem Zitat einer kurzen Szene schließen, die der Fremdheit einer ganzen Generation Worte gibt: »Sie fanden sich draußen wieder, saßen auf den Stufen zum Eingang

eines Betonturms, wie ein Fremder, der in einem neuen Land angelangt, wo alles ganz schnell geht. Dieser Fremde muß sich an die Lebensgewohnheiten, an die Ansprüche, an das Temperament der anderen anpassen, um zu überleben. Er muß so tun, als folge er der Bewegung oder aber das System ablehnen und sich gegen die Gesellschaft stemmen. Weil es anstrengend ist, sich nach einer Karotte zu recken, wenn man weiß, diese ist von der Wurzel auf verfault ist«.

Meine Damen und Herren, ich möchte es bei dieser kurzen Vorstellung eines *Roman beur* bewenden lassen. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß die Migrationsgeschichte in Frankreich auch eine Geschichte der inneren Entwicklung des französischen Selbstverständnisses ist. Das Heimischwerden von Menschen fremder Kulturen kann nicht ohne Veränderungen für die aufnehmende Gesellschaft sein; dies war immer so und wird immer so sein. Manchmal tut es gut, sich der durch Wanderbewegungen von Menschen, Ideen und Lebensgewohnheiten gewachsenen Komplexität Europas in den vergangenen Jahrhunderten bewußt zu werden, bevor man allzu rasch von einer Homogenität sogenannter Aufnahmegesellschaften spricht. Sind aber Bücher wirklich brisant? Manche gewiß, die wirklich guten; denn sie sind immer ein Versuch, ästhetisch gestaltet, in brisanter Einzigartigkeit kollektive Erfahrungen zugänglich zu machen und, im besten Falle, einer Zeit Gesicht oder gar einen Namen zu geben.

Viele Kulturen – eine Sprache

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung

Im Jahre 1985 hat die Robert-Bosch-Stiftung den Adelbert-von-Chamisso-Preis eingerichtet, der deutsch schreibende Autoren auszeichnet, deren Muttersprache oder kulturelle Herkunft nicht die deutsche ist.

Die in jedem Jahr vorgenommene Auszeichnung besteht aus einem Preis und bis zu zwei Förderpreisen, die derzeit mit 15000 bzw. 7000 Euro dotiert sind. Die Preise werden in München verliehen. Eine unabhängige Jury wählt die Preisträger aus, Grundlage der Auswahl ist die herausragende literarische Leistung, die die Preisträger durch Buchpublikationen oder auch – im Falle der Förderpreisträger – durch eingereichte Manuskripte unter Beweis gestellt haben.

Die Idee zu diesem unter den Literaturpreisen in Deutschland einzig dastehenden Preis stammt von Harald Weinrich, der 1983 in einem Aufsatz unter dem Titel »Um eine deutsche Literatur von außen bit-tend« feststellte: »Deutschland ist ein Land, aus Sprache und Geschichte gemacht, und alle Personen, die von der deutschen Sprache einen solchen Gebrauch machen, dass sie diese Geschichte weiterschreiben, sind unseren natürlichen Landsleute, sie mögen von innern kommen oder von außen.«

Es war die Idee, eigens auf die zahlreichen in deutscher Sprache schreibenden Autoren aufmerksam zu machen, die, geboren und aufgewachsen in einer anderen Kultur und Sprache, durch Arbeitsmigration, Asyl, Exil, Studium oder anders motivierte Wahl ihrer geistigen Heimat zur deutschen Sprache und Literatur gestoßen sind.

Seit der ersten Verleihung im Jahre 1985 an Aras Ören und Rafik Schami sind über 40 Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus zwanzig Herkunftsländern mit dem Chamisso-Preis oder einem Förderpreis ausgezeichnet worden. Seit 1997 ist die »Ehrengabe zum Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung« hinzugetreten, die in unregelmäßiger Folge an Persönlichkeiten vergeben wird, die durch ihr Lebenswerk in besonderer Weise im Sinne des Preises gewirkt haben. Die Ehrengabe wurde bisher dreimal, 1997 an Jiří Gruša, 2001 an Imre Kertész und im Jahre 2002 an den Inspirator des Preises, Harald Weinrich, vergeben.

Die Robert-Bosch-Stiftung hat auch nach zwanzig Jahren Förderung des Preises ihr Engagement rund um den Chamisso-Preis nicht zurückgenommen, sondern deutlich verstärkt mit dem Ziel, Idee und Anliegen des Preises sowie Persönlichkeit und Werk der Preisträger in der Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen. Sie vergibt Arbeitsstipendien und übernimmt Honorare für Lesungen in Schulen und Bibliotheken, sie veranstaltet Chamisso-Tage, zuletzt in Stuttgart, Krakau, Leipzig und Basel, und sie fördert eine Chamisso-Poetikdozentur an der Technischen Universität Dresden, die den »Chamisso-Autoren« erlaubt, sich wissenschaftlich und literaturhistorisch mit ihrer Literatur auseinander zu setzen. Eine Ausstellung zu den

Preisträgern ist entstanden, die bisher in weiten Teilen Europas gezeigt wurde. Die Entwicklung des Preises dokumentiert eine kleine Publikationsreihe unter dem Motto *Viele Kulturen – eine Sprache*.

Adelbert-von-Chamisso-Preisträger

- 2006 - Zsuzsanna Gahse; Sudabeh Mohafez und Eleonora Hummel (Förderpreise = FP)
- 2005 - Feridun Zaimoglu; Dimitré Dinev (FP)
- 2004 - Asfa-Wossen Asserate und Zsuzsa Bánk; Yadé Kara (FP)
- 2003 - Ilma Rakusa; Hussain al-Mozany (FP), Marica Bodrozic (FP)
- 2002 - SAID; Francesco Micieli (FP), Catalin Dorian Florescu (FP); Harald Weinrich (Ehrengabe)
- 2001 - Zehra Cirak; Radek Knapp (FP), Vladimir Vertlib (FP); Imre Kertész (Ehrengabe)
- 2000 - Ilija Marinow Trojanow; Terézia Mora (FP), Aglaja Veteranyi (FP)
- 1999 - Emine Sevgi Özdamar; Selim Özdoğan (FP)
- 1998 - Natascha Wodin; Abdellatif Belfellah (FP)
- 1997 - Güneý Dal und José F. A. Oliver; Jiří Gruša (Ehrengabe)
- 1996 - Yoko Tawada; Marijan Nakitsch (FP)
- 1995 - György Dalos; László Csiba (FP)
- 1994 - Dante Andrea Franzetti; Dragica Rajčić (FP)
- 1993 - Rafik Schami; Ismet Elci (FP)
- 1992 - Adel Karasholi und Galsan Tschinag
- 1991 - Libuše Moníková; SAID (FP)
- 1990 - Cyrus Atabay; Alev Tekinay (FP)
- 1989 - Yüksel Pazarkaya; Zehra Cirak (FP)
- 1988 - Elazar Benyoëtz; Zafer Senocak (FP)
- 1987 - Franco Biondi und Gino Chiellino
- 1986 - Ota Filip
- 1985 - Aras Ören; Rafik Schami (FP)

Autorinnen und Autoren, Referentinnen und Referenten

Frank W. Albers

Der 1968 in Bremen geborene Frank W. Albers studierte Germanistik an der FU Berlin, der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main und der Universität Göteborg. Ebenso studierte er Kulturwissenschaften an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder. Heute ist er wohnhaft in Stuttgart und Berlin.

Nach diversen journalistischen Tätigkeiten im TV-Bereich begann er als Leiter des Goethe-Zentrums in Reykjavik und Lehrbeauftragter für »Deutsche Literatur« an der Universität Islands. Seit 2001 arbeitet Albers als Projektleiter für »Kunst und Kultur« bei der Robert Bosch Stiftung.

Seine Tätigkeitsschwerpunkte hierbei ist u.a. der Adelbert-von-Chamisso-Preis, der als Literaturpreis seit 1985 in München verliehen wird. Ausgezeichnet werden Autorinnen und Autoren nichtdeutscher Muttersprache, die mit ihrem Werk einen wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Literatur leisten. Ein weiterer Schwerpunkt ist der Filmförderpreis für Koproduktionen von Nachwuchsfilmemachern aus Deutschland und Ländern Ost- und Südosteuropas/Südosteuropa, der Nachwuchsfilmemachern der Fachrichtungen Produktion, Regie, Kamera und Drehbuch die Möglichkeit für gemeinsame Filmprojekte bietet. Frank W. Albers betreut zudem den Schwerpunkt Kooperationsprojekte zwischen Schulen und Museen.

Zehra Cirak

1960 in Istanbul geboren, lebt seit 1963 in Deutschland, seit 1982 in Berlin. 1987 erschien ihr erster Gedichtband »Flugfänger«. »Mit kräftigen Strichen entwirft sie kleine Geschichten, ungewöhnliche Wortbilder, spannungsreich aufgeladen mit der Erzähkraft der Alltagssprache, von der sie umgeben ist, die sie befragt, betastet, energisch umdreht.« (NZZ, 5. Januar 2001)

Sie erhielt zahlreiche Preise und Stipendien. Liebesgedichte und poetologische Gedichte bilden einen Schwerpunkt in den Texten der vielseitigen Dichterin, deren Freude an der Sprache die Kritik begeistert. Ihre lyrische Materie findet sie im Alltäglichen und der eigenen Sinneserfahrung, Komisches und Hintergründiges werden dabei überall spürbar.

Veröffentlichungen: »Vogel auf dem Rücken eines Elefanten«, Gedichte, 1991. »Fremde Flügel auf eigener Schulter«, Gedichte, 1994. »Leibesübungen«, Gedichte 2000

Die Zusammenarbeit und die gemeinsamen Performances mit ihrem Lebens- und Kunstgefährten Jürgen Walter sind ihr sehr wichtig.

Dimitré Dinev

wurde 1968 in Plovdiv, Bulgarien geboren. Er absolvierte seine Hochschulreife am deutschsprachigen Gymnasium in Pazardschik.

Während seines Armeedienstes floh er 1990 nach Österreich. Nach diversen Gelegenheitsjobs nahm er ein Studium der russischen Philologie an der Universität Wien auf. Es folgten verschiedene literarische Veröffentlichungen in deutscher Sprache – Theaterstücke, Erzählungen, Filmdrehbücher. Seinen literarischen Durchbruch schaffte Dinev 2003 mit seiner umfangreichen Familiensaga »Engelszungen«, die auch europaweit mit großem Interesse aufgenommen wurde. In seinen Erzählungen begegnen wir Menschen unterschiedlichster Herkunft. Rasant und leicht beschreibt er Fremde auf der Suche nach Heimat – Einsame auf der Suche nach Liebe, Arbeitslose auf der Suche nach Arbeit. Der Chamisso-Preisträger Dinev vermag zugleich zu schockieren und zu amüsieren. Seine Geschichten eines Osteuropäers im Westen erzählen von Schwindlern und Schmugglern, Flüchtlingen und Fensterputzern, Passfälschern und Pferdedieben – von einem »Karneval der Blessuren und Torturen«. Dimitré Dinev erhielt mehrere Preise und Stipendien, unter anderen beim Satire-Wettbewerb der Akademie Graz, beim Literaturwettbewerb »Schreiben zwischen den Kulturen« des Wiener Amerlinghauses (2000), den Mannheimer Literaturpreis (2002), den Förderungspreis der Stadt Wien (2003), das österreichische Staatsstipendium und den Förderpreis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft (2004) sowie 2005 den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis der Robert Bosch Stiftung.

Veröffentlichungen: Die Inschrift. Erzählungen. Wien: edition exil 2001; Engelszungen. Roman. Wien/Frankfurt am Main: Deuticke 2003; Ein Licht über dem Kopf. Erzählungen. Wien: Deuticke 2005

Olaf Hahn

wurde 1969 in Köln geboren. Studium der Geschichte, Germanistik und katholischen Theologie in Lyon und Paris. Absolvent der Ecole Normale Supérieure (ENS). Promotion in Geschichte an der Universität Paris-Sorbonne. Arbeiten als freier Übersetzer und Verlagsredakteur in Berlin und Frankfurt/M. Fachlektor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Danzig/Polen. Seit 2000 bei der Robert Bosch Stiftung, zunächst als Projektleiter für deutsch-französische Beziehungen und ein Stipendienprogramm für Nachwuchsführungskräfte aus Ländern in Mittel- und Osteuropa. Seit 2005 Leiter des Programmbereichs »Gesellschaft und Kultur« bei der Robert Bosch Stiftung.

Eleonore Hefner

Geboren 1955 im Nordbadischen. Studium an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg (Deutsch und Geschichte) und an der Universität Heidelberg (Erziehungswissenschaft, Psychologie und Ethnologie). Langjährige Praxis in der Sprach- und Kulturvermittlung in Institutionen der Erwachsenenbildung

im Rhein-Neckar Raum und für das Goethe-Institut in Finnland. Umfangreiche Erfahrungen als Kulturvermittlerin und Projektleiterin (Koordinationsstelle für Ausländerarbeit in Ludwigshafen, Abteilungsleitung Kulturförderung der Stadt Ludwigshafen, seit 1995 Geschäftsführerin von Kultur Rhein-Neckar e.V.). Lehraufträge an den Universitäten Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim und an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Ludwigshafen seit 1989. Arbeitsschwerpunkt: Kultur und Migration. Seit 1998 Sprecherin der Regionalgruppe Rhein-Neckar der Kulturpolitischen Gesellschaft.

Jochen H. Hörisch

wurde 1951 in Bad Oldesloe geboren. Von 1970–76 studierte er Germanistik, Philosophie und Geschichte in Düsseldorf, Paris und Heidelberg. Nach der Promotion 1976–88 arbeitete er als Assistent und nach seiner Habilitation 1982 als Privatdozent und Professor an der Universität Düsseldorf. Seit 1988 ist J. Hörisch Ordinarius für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim. Er hatte Gastprofessuren an der Universität Klagenfurt (1986), 1993 am CIPH und der ENS in Paris, 1996 in Charlottesville (USA/Virginia), 1999 in Princeton (USA) und 2002 in Bloomington (USA/Indiana). Häufig hält er Vorträge auf Einladung des Goethe-Instituts bzw. des DAAD unter anderem in Frankreich, Italien, Großbritannien, USA, Kanada, Japan, Marokko, Indien u.a. Er ist Mitglied der europäischen Akademie für Wissenschaften und Künste in Salzburg und der Freien Akademie der Künste in Mannheim sowie der Freien Akademie der Künste in Hamburg. Für seine Arbeit erhielt J. Hörisch den Heyne-Preis der Stadt Düsseldorf 1988 und den Reimers-Preis der Aby-Warburg Stiftung Hamburg 1999.

Veröffentlichungen: Die fröhliche Wissenschaft der Poesie, 1976; Gott, Geld und Glück, 1983; Die Wut des Verstehens – Zur Kritik der Hermeneutik, 1988; Kopf oder Zahl – Die Poesie des Geldes, 1996; Der Sinn und die Sinne – Eine Geschichte der Medien, 2001; Es gibt (k)ein richtiges Leben im falschen, 2003; Gott, Geld, Medien. Ffm (Suhrkamp) 2004; u.a.

Hasan Özdemir

wurde 1963 in Sorgun geboren und lebt seit Ende 1979 in Ludwigshafen am Rhein. Er studierte Germanistik, Philosophie und Deutsch als Fremdsprachenphilologie. Er gilt als einer der bekanntesten türkisch-deutschen Lyriker. Die Art seiner Gedichte bewegt sich zwischen Tradition und Moderne und beinhaltet nicht nur die Elemente der Naturerscheinungen, die die Menschen prägen, sondern setzt sich auch mit dem menschlichen Dasein auf der Welt auseinander.

Als er 2002 die Fördergabe für Literatur des Bezirksverbands der Pfalz erhielt, stellt Lutz Stehl in seiner Laudatio ihn als »Virtuosen der Anpassung« vor: »... ein wissbegieriger und instinktbegabter junger Poet, der sich als anatolischer Pfälzer bezeichnet«. Für den Autor selbst ist z.B. sein Langgedicht »Pfalz. Ich atme dich« mit dem er sich lyrisch mit der Pfalz und dem Rhein auseinandersetzt nicht Heimatdichtung, sondern »Deutschlanddichtung«.

Veröffentlichungen: 7 Gedichte, 2004; Vogeltreppe zum Tellerrand, 2000; Das trockene Wasser, 1998; zur schwarzen nacht flüstere ich deinen namen, 1994; Was soll es sein, 1989.

Eleni Torossi

wurde in Athen geboren und lebt seit 1968 in München, wo sie Politikwissenschaft studiert hat. Seit 1971 arbeitet sie für den Bayerischen Rundfunk, sie schreibt hauptsächlich Sozial- und Kulturbeiträge, Reportagen, aber auch Kindergeschichten und Hörspiele für mehrere Rundfunkanstalten. 2006 wurde ihr der CIVIS-ARD-Hörfunkpreis verliehen für ihr Feature »Verlassen und auf sich selbst gestellt – die Kinder der Gastarbeiter«

Sie veröffentlicht in deutscher und griechischer Sprache. Mit Phantasie und poetischer Kraft wirbt sie pointiert und unterhaltsam für Individualität und Toleranz.

Ihr erstes Buch Tanz der Tintenfische, wurde in die Empfehlungsliste der STIFTUNG LESEN aufgenommen. 1996 erhielt sie den Literaturförderpreis der Stadt München für den Entwurf ihres Kinderromans Dollars, Gangster und Kojoten. Im gleichen Jahr wurde sie mit dem 3. Preis des Schreibwettbewerbs des SÜDDEUTSCHEN RUNDFUNKS ausgezeichnet. Ihre Erzählung Die Papierschiffe, Hauzenberg, 1990, wurde im Auftrag des ZDF verfilmt. Ihre Geschichten sind in zahlreichen Anthologien und Schulbüchern erschienen.

Bücher in deutscher Sprache: Tanz der Tintenfische, 1986; Paganinis Traum, Märchen und Fabeln; 1988; Die Papierschiffe, 1990; Gangster, Dollars und Kojoten, 1999; Kleine Worte, große Worte – Eleni Torossi im Gespräch mit zeitgenössischen griechischen Autoren, Köln 2001; Zaubersprüche, Erzählungen, zweisprachig, 1998

Bücher in griechischer Sprache: To óniro tou Paganini (Paganinis Traum), Athen 1993; Koumpótripes ke eléfantas (Knopflöcher und Elefanten), Athen 1998; O Melánios Trechantiras taxithévi (Melanios Trechantiras auf Reise), Athen 2001; To théndro me ta kechrimbária (Der Bernsteinbaum), Athen 2001; To violi tou Paganini (Paganinis Geige), Athen 2002; Die Ballade von den Orangen, Exandas, Athen 2003

Herausgeberarbeiten: Freihändig auf dem Tandem, Literarische Texte von 30 Frauen aus 11 Ländern, 1985; Begegnungen, die Hoffnung machen, 1993

Jürgen Walter

Geboren 1940 in Frankfurt am Main, aufgewachsen in Karlsruhe, lebt seit 1982 in Berlin. Ausstellungen und Performances u.a. in Aschaffenburg, Basel, Berlin, , Daugavpils, Dornbirn, Dresden, Dublin, Düsseldorf, Erfurt, Erlangen, Frankfurt, Freiburg, Kaunas, Neuruppin, New York, Prag, Weimar, Wien, Wilhelmshaven Utrecht, Vilnius, Weimar, Wien. Der Objektkünstler Jürgen Walter ist mit der Autorin Zehra Cirak in einer Künstlerehe verbunden, in deren Mittelpunkt die Verständigung zwischen Menschen und Dingen steht.

Jürgen Walter arbeitet streng handwerklich mit seinen Materialien: Holz, Kunststoff, Holz. Zu vielen Objekten gibt es Gedichte von Zehra Cirak: »Oft war das Gedicht zuerst da, und er machte dann eine

Plastik dazu, oder ich hinkte dann mal wieder eine Zeitlang hinterher, weil ich anderes zu tun hatte. Und dann waren die Plastiken da, und ich schrieb dann zehn, zwölf Gedichte, oder es passierte auch wirklich gleichzeitig.«

Gemeinsam entwickelte das Künstlerpaar die Performance »Höhenflüge«.

Burkhard Weber

ist Komponist und Cellist und ein einfühlsamer Interpret und Begleiter von Literatur. Immer wieder wird er zum Rheingau-Festival eingeladen. Es spielt ausschließlich eigene Kompositionen mit einem speziellen Rundbogen, der polyphone Klänge auf dem Cello ermöglicht.

James Procter

B.A. (Cheltenham), M.A., Ph.D. (Leeds), Dozent für Anglistik an der University of Stirling (UK). Seine Forschungs- und Interessenschwerpunkte sind die »Black British«-Literatur und -Kultur von 1948 bis heute; Postkolonialismus und Volkskultur; Diaspora-Ästhetik und »Dwelling«; britische Kulturwissenschaften; zeitgenössisches britisch-asiatisches Kino; die Arbeiten von George Lamming, Sam Selvon, Salman Rushdie und Stuart Hall.

Publikationen: Stuart Hall (2004); Dwelling places: post-war black British writing (2003); Herausgeber-tätigkeiten: Writing Black Britain, 1948–1998: An Interdisciplinary Anthology Manchester und New York: Manchester University Press, 2000, 338S.

Aufsätze: »The Postcolonial Everyday«, Interventions: the international journal of postcolonial studies 7.3 (2005) S. 29–45; J »Cultural Studies into Francophone Postcolonial Studies: towards a »disciplined« interdisciplinarity« in Francophone Postcolonial Studies 2:1 (Spring/Summer 2004) S. 47–52; »Devolving Black British« Literature Compass 1.1 (2004) S. 1–7; »The Articulation of Arrival in Early Postwar Caribbean Writing in Britain«, Moving Worlds 3.2 (2003) S. 110–118; »Descending the Stairwell: the Cultural Politics of Dwelling in black British writing, 1948–1962«, Kunapipi, 20:1 (1998) S. 21–31

Beiträge in Sammelbänden: »New Ethnicities, the Novel and the Burdens of Representation«. In: Jim English (Hrsg.). A Concise Companion to Contemporary British Fiction. Blackwell 2006; »Encoding – Decoding«. In: George Ritzer (Hrsg.) Blackwell Encyclopedia of Sociology. Blackwell 2006; »Thatcher and Diaspora«. In: Urban Generations: Postcolonial Cities. demnächst erscheinend. »Salman Rushdie and a Black British Canon?«. In: Gail Low & Marion Wynne-Davies (Hrsg.) A Black British Canon?. Palgrave 2005; »Postcolonial Culturalism«. In: J. McLeod (Hrsg.). The Routledge Companion to Postcolonial Studies. Routledge 2005; »U.S. and European Diasporas«. In: J. McLeod (Hrsg.) The Routledge Companion to Postcolonial Studies. Routledge 2005 u.a.

Alexander und Konstantin Wladigeroff

studieren Musik am Konservatorium in Wien. Der Großvater der Zwillingbrüder war der berühmte bulgarische Komponist Pancho Wladigeroff. Die jungen Musiker haben sich in Kürze die renommiertesten Jazzclubs in Wien erobert und sind auch als Schauspielmusiker für das Wiener Burgtheater in Erscheinung getreten. Die Lesungen Dimitré Dinevs kommentieren sie gerne mit einem feurigen Mix aus Jazz und Balkanfolk.

Rückblick auf GutenMORGENdeutschLAND – Lesereihe von 2000–2005

10. Dezember 2000
Turm 33, Cafédrale, Ludwigshafen
Silvia Szymanski
Moderation: Türkan Celikdag

21. Januar 2001
RIZ Café-Bar, Mannheim
Raul Zelik
Moderation: Semira Soraya-Kandan

18. Februar 2001
Turm 33, Cafédrale, Ludwigshafen
Selim Özdogan
Moderation: Dr. Roswita Schwarz

18. März 2001
RIZ Café-Bar, Mannheim
Aglaia Veteranyi
Moderation: Ulrike Hacker

25. November 2001
Zur Post – Das andere Wirtshaus, Ludwigshafen
Jamal Tuschik
Moderation: Monika Kleinschnitger

16. Dezember 2001
RIZ Café-Bar, Mannheim
Terézia Mora
Moderation: Semira Soraya-Kandan

13. Januar 2002
Zur Post, Ludwigshafen
Jagoda Marinic
Moderation: Maike Lührs

17. Februar 2001
RIZ Café-Bar, Mannheim
Dimitré Dinev
Moderation: Bernhard Wondra

8. Dezember 2002
Bistro Allegro, Ludwigshafen
Zafer Senocak
Moderation: Hans-Uwe Daumann

12. Januar 2003
RIZ Café-Bar, Mannheim
Alma Hadzibeganovic
Moderation: Semira Soraya-Kandan

9. Februar 2003,
Bistro Allegro, Ludwigshafen
Yoko Tawada
Moderation: Dr. Sabine Fischer

9. März 2003
RIZ Café-Bar, Mannheim
André Kubiczek
Moderation: Maike Lührs

14. Dezember 2003
Bistro Allegro, Ludwigshafen
Marica Bodrozic
Moderation: Eleonore Hefner

18. Januar 2004
RIZ Café-Bar, Mannheim
Radek Knapp
Moderation: Semira Soraya-Kandan

15. Februar 2004
Bistro Allegro, Ludwigshafen
Vladimir Vertlib
Moderation: Maike Lührs

21. März 2004
RIZ Café-Bar, Mannheim
Yade Kara
Moderation: Dr. Sabine Fischer

07. November 2004
RIZ Café-Bar, Mannheim
Hussain Al-Mozany
Moderation: Gisela Kerntke

05. Dezember 2004
Bistro Allegro, Ludwigshafen
Zsuzsa Bánk
Moderation: Maike Lührs

16. Januar 2005
RIZ Café-Bar, Mannheim
Zehra Çirak
Moderation: Hasan Özdemir

20. Februar 2005
Bistro Allegro, Ludwigshafen
Catalin D. Florescu
Moderation: Semira Soraya-Kandan

Gefördert durch:



ROBERT BOSCH STIFTUNG

Kooperationspartner:

